

DER BAZAR.

Berliner illustrierte Damen-Zeitung.

Nr. 31.

Alle 8 Tage erscheint Eine Nummer.

Berlin, 15. August 1858.

Preis: Vierteljährlich 20 Silberggr.

X. Band.

Amy Moss

oder

das Blockhaus am Scioto.

(Fortsetzung.)

17. Kapitel.

Die Folter.

Als Richard Harvey die zur Reise gerüstete Indianerhorde mit Amy Moss sich entfernen sah, schwand auch die letzte Spur von Schwäche oder Angst aus seinen Mienen. Es waren rauhe Zeiten damals, und das Leben in der Nähe der wilden Völker brachte andere Sitten und Eigenschaften zur Erscheinung, als in den Städten unter christlichen, civilisirten Menschen gefunden werden. Der junge Künfler bereitete sich vor, zu sterben als ein Held der Wälder, ohne den Indianern den Triumph zu gönnen, den sie stets, wie Harvey wusste, in übermüthiger Freude an den Taz legten, so oft sie einen durch Martern erschöpften Feind muthlos und wehklagend sterben sahen.

Ungefähr 150 Männer und Knaben waren im Lager zurückgeblieben, ungeduldig wartend auf den Moment, wenn die Folter beginnen sollte. In der Mitte des Lagers war ein kleiner freier Platz, wahrscheinlich der Schauplatz schon mancher Bluthat, und hierher ward Richard Harvey geführt. Die wilde Herde stellte ihn in die Mitte, tanzte und sprang mit heulendem Gelächter und Geschrei um ihn her, zuweilen nur

innehaltend, um den unglücklichen Gefangenen zu schlagen und zu stoßen.

Die Harvey stand mit ineinander geschlagenen Armen da, das ihm zuge dachte Schicksal erwartend.

Mit der Miene eines zornigen Märtyrers, mit brennendem Antlitze gewahrte er die Anstalten zum Speikruhenlaufen, eine Marter, welche ihm also sicher bevorstand, denn die Indianer stellten sich in einer langen Doppelreihe, ungefähr 3 Yards von einander entfernt, auf und bewaffneten sich mit starken Ruzbaumstößen. Am Ende dieser langen Reihen erbarmungsloser Männer und noch grausamerer Knaben ward Harvey gestellt, und der erste Hieb von dem ihm zunächst Stehenden gab ihm das Zeichen, den Lauf zu beginnen. Mit knirschenden Zähnen, mit gebugtem Haupt schloß Harvey die fürchterliche Strafe entlang, mit großer Gewandtheit die Hiebe vermeidend, doch im Herzen mehr empört über diese schmachvolle Marter, als er es über jede andere minder erniedrigende Todesart gewesen wäre.

Plötzlich gewahrte Dick noch etwas entfernt einen Indianer, der statt des Stockes mit einer blindenden Art bewaffnet war, womit er das unglückliche Opfer wahrscheinlich nur verstümmeln und nicht tödten wollte, denn sein Tod war eine zu große Wonne für die Peiniger, um so verschwenderisch ihn mit einem Schläge herbeiführen. — Diesen grausamen Schurken beschloß der Künfler um jeden Preis um seine schändliche Freude zu betrügen.

Die Reihe, welche er durchlaufen mußte, ging quer durch das Lager, es in der Mitte durchschneidend. Rechts war der

Ausgang, durch den Gusta entflohen, links das Versammlungshaus, ein großes ansehnliches Gebäude, welches ihn, nach dem, was ihm von den Gebräuchen der Indianer bekannt war, vor einer Fortsetzung dieser Martern schützte, sobald es ihm gelang, es zu erreichen. Zum Schwanken blieb ihm keine Zeit, und so waffnete er denn seinen Geist mit all der Kraft und Entschlossenheit, welche seinen Charakter auszeichnete.

Schnell wandte er sich nach links, einen Indianer zu Boden werfend, und lief so schnell er konnte auf das Versammlungshaus zu, dessen Thür jetzt das Ziel seiner Wünsche war. Ein Regen von Stößen ward ihm nachgeschickt, um wo möglich sein Vordringen zu hemmen; doch obgleich die Stöße ihm vor die Füße fielen und seinen Lauf etwas hinderten, ließ er sich doch durch solche Kleinigkeiten nicht abschrecken. Die Indianer stürzten ihm nach, heulend und schreiend wie höllische Furien.

Der Thürcposten war nicht mehr fern, und Richard Harvey fing an, auf den glücklichen Ausgang dieses gewagten Versuches zu hoffen, als unerwartet von der rechten Seite ihm ein Indianer, der eben erst das Lager betreten, entgegen kam, rasch den Mantel abwarf, mit dem Gefangenen zu ringen begann und ihn, der schon athemlos und erschöpft, ohne Mühe zu Boden streckte. Im Augenblick umkreiste ihn wieder die ganze wilde Herde, stieß und schlug ihn aufs Neue, lachend über den verfehlten Rettungsversuch. Dann rissen sie seine Kleider in Stücke und ließen den Ohnmächtigen am Boden liegen. Eine von den wenigen zurückgebliebenen Frauen brachte ihm Wasser und etwas Brod, und so blieb er denn



Des Hegers Strafe (Seite 238).

eine Stunde lang halb todt liegen, wenige Schritte von dem Versammlungshause.

Nach Ablauf dieser Zeit kam die ruchlose wilde Horde von Neuem; sie trugen ihn in die Halle des genannten Hauses, wuchsen ihm die Schwielen der Haut mit Rum und reichten ihm einen tüchtigen Trunk, um ihm eine, wenn auch nur fieberhafte Kraft wiederzugeben. So stand denn Richard Harvey wieder aufrecht, seine Verfolger mit Blicken betrachtend, aus denen vorwegener Muth und tödtlicher Haß stammte. Harvey, welcher bisher die Indianer mehr mit den Augen des Künstlers betrachtete, begann jetzt den Keim jener brennenden, unauslöschlichen Feindschaft in sich zu fühlen, welche fast allen in den Grenzlanden Erzogenen gegen die Indianer inneohnt, wenn deren Barmherzigkeit keinen zu lernen ihnen Gelegenheit ward. Harvey konnte sich nicht verhehlen, daß es hier auf Leben oder Tod gehe.

Ein Krieger trat vor aus der Menge, und die grimmigen Shawnees stellten ihr Freudengetöse ein, wenn auch ungern, da das Brüllen, Schimpfen und Schmähen stets ein Hauptbestandtheil solcher Vergnügungen ist. Der Vortretende war ein wildaussehender Mann, welcher seine Genossen anredete in Lauten, die Harvey nicht verstand; doch konnte er aus dem die Rede begleitenden Mienenspiele abnehmen, daß der Inhalt der Worte ihm feindselig sei und Tod über ihn verhängte, Tod ohne Aufschub und Barmherzigkeit. Der Sprecher zeigte mehre Narben früherer Wunden, im Kampfe mit den Weissen ihm beigebracht, und wie er von diesen sprach, hatten seine Züge einen wirklich teuflischen Ausdruck.

Wahnsinniger Beifallssturm folgte der Rede, so daß schon daraus allein der Künstler entnehmen konnte, der Sprecher habe für sein Verderben gestimmt.

Dieser, ein Messer und ein Stück Holz in der Hand haltend, setzte sich jetzt nieder und schnitt einen Kerb in das Holz. Dann traten zwei andere Redner auf, die in demselben Sinne sprachen, und auch für diese wurden Einschnitte in das Holz gemacht.

Hierauf erschien ein alter, mit Narben und Amulets bedeckter Krieger im Kreise, deutete auf den weißen Mann und breitete die Hand schützend über ihn aus. Seine Stimme klang mild und überzeugend, und augenscheinlich sprach er von Gnade und Erbarmen, wie das Opfer errathen konnte aus dem lauten Murren, welches seine Rede in der Versammlung erregte. Statt des zumitenden Beifalls hatte der barmherzige Greis nur Beweise der Mißbilligung geerntet.

Die Reden waren hiermit zu Ende, und die Abstimmung geschah in folgender Weise. Dem zunächst an der Thür Stehenden ward eine Keule eingehändig, und dieser Mann schlug mit der Waffe heftig auf die Erde. Alle, welche mit der Keule die Erde schlugen, stimmten für den Tod des Gefangenen, die dies zu thun sich weigerten, für Begnadigung. Doch deren Meinung ward nicht in Betracht gezogen.

Der alte Häuptling, der die Einschnitte in das Kerbholz gemacht, stellte sich in die Mitte des Kreises, zählte die Zeichen am Holz, dann die Anwesenden und entschied. Die große Majorität stimmte für den Tod.

Nun war noch die Frage, auf welche Art der Gefangene den Tod erleiden solle, und die draußen vor dem Zelte Versammelten schlossen schon im Voraus den lustigen Todtenreigen unter wildem Freudengetöse.

In diesem Augenblicke kam ein Bote oder ein Spion ins Dorf und brachte dem jungen Häuptlinge Tecumseh geheimniskvolle Nachricht.

In der Aufregung, die diese Mittheilung hervorbrachte, ward der Gefangene für den Augenblick vergessen; die Krieger stoben zu den Waffen, und Harvey's Hinrichtung wurde aufgeschoben. Sie sollte zum Gegenstande eines Nationalfestes werden, und zu diesem Behufe übergab man den Künstler fünf Männern, die ihn nach Chillicothe führen und zugleich die Nach-richt dorthin bringen sollten von der Zusammenkunft der Weissen, welche nach glaubhaften Versicherungen an verschiedenen Orten stattgefunden und den Indianerstämmen der Grenzlande Tod und Verderben drohe.

Die fünf Indianer banden dem Künstler die Arme auf den Rücken, fesselten lose seine Füße und zogen auf demselben Wege, den Amy Moss mit ihrer Begleitung eingeschlagen, nach Chillicothe, während die Uebrigen sich zum Kampfe rüsteten.

Es war doch ein Aufschub, wenn auch ein trauriger, für Harvey, und sein jugendlicher Muth war durch die Noth der Wilden keineswegs so gebeugt, um nicht den Sieg über die erlittene Pein und die daraus folgende Schwäche zu gewinnen.

Er hoffte von Neuem, obgleich wenig Grund zum Hoffen vorhanden war.

Der kleine Indianertrupp, der Harvey's Geleit bildete, bestand aus vier jungen und einem alten Mann, einer der wenigen Shawnees, welche dem gequälten Weissen Mitleid bewiesen hatten. Ein Strick war um Harvey's Lenden gleich einem Gürtel geschlungen und an dem Schweif des Pferdes befestigt, daß der Alte ritt; hinter ihnen kamen die vier jungen Krieger, lachend und schwärend und gelegentlich ihrem unglücklich-n Schlachtopfer manchen Hieb versendend. Der Weg war beschwerlich, und nach ziemlich kurzem Marsch ward Halt gemacht.

Dies geschah an einer Stelle von unbeschreiblicher, malerischer Schönheit, obgleich diese Eigenschaft bei der Wahl der Indianer nicht in Rechnung kam. Es war der Gipfel eines grünen Abhanges, ganz bedeckt mit Blumen und würzigen Kräutern. Ein ungefähr 15 Fuß hoher steiler Felsen, von Rauch geschwärzt, bezeichnete den Ort als einen gewöhnlichen Halteplatz der Indianer. Der Gipfel dieses Felsens war mit großen herrlichen Bäumen gekrönt, welche den Rasenplatz unten lieblich beschatteten. An einer Seite lief der Hügel steinig und felsig hinab zu einer tiefer liegenden, ebenfalls rasenbedeckten Fläche, während das Ganze in den Rahmen des köstlichsten Waldes gefaßt erschien.

Am Fuße der geschwärzten Felsenklippe rasteten die Indianer, augenscheinlich sehr erschöpft von den Strapazen des ereignisreichen Tages, und suchten zur Entschädigung es nun sich möglichst behaglich zu machen. Sie zündeten ein Feuer an, schichteten Gras und Laub auf zum Lager und richteten Alles her zu einem Bechgelage. Sie führten einen reichlichen Vorrath von Schweinefleisch (aus Harrod's geraubtem Viehstande) mit sich, und eine ansehnliche Quantität Whisky, dessen Genuß die Krieger in sehr heitere Laune versetzte.

Während Einer die Mahlzeit zubereitete, beschäftigten die Uebrigen sich mit dem Gefangenen. Sie legten ihm ein Stück Holz, quer über die Brust, banden seine Hände daran fest dann ein anderes, längeres, kreuzweis über jenes; an diesen längeren Pfahl befestigten sie ihm Genick und Füße, so daß der arme Künstler sich nicht rühren konnte. Dieses barbarische Verfahren war ein bei den Indianern sehr gebräuchliches, sich ihre Gefangenen zu sichern.

Das Mahl war jetzt fertig; die rohen Gefellen setzten sich nieder und begannen mit der größten Behaglichkeit das geraubte Gut zu verzehren. Mit höhnendem Gelächter blickten sie auf den gefesselten Weissen, hielten ihm Stücke Fleisch hin mit der spöttischen Aufforderung, er möge kommen und sie holen; kurz, sie thaten Alles, was Rohheit und Unwissenheit nur erfinden kann, ein ohnmächtiges Mitgeschöpf zu quälen. Endlich gaben sie ihm einige Bissen, welche er verschlang, da die Natur ihre Rechte geltend zu machen begann und er trotz seiner zusammengequetschten Lage vom Hunger litt.

Nach beendigtem Schmaus sahen die Wilden noch einmal nach seinen Fesseln, und nachdem sie sich überzeugt, daß er nichts zu seiner Befreiung zu thun vermöge, legten sie ein Stück Holz ins Feuer und sich selbst zum Schlafe nieder, vollkommen beruhigt und sicher vor jeder Gefahr. Sie waren wirklich so ermüdet, daß der Schlaf schon nach wenigen Minuten ihre Augen schloß und den armen Gefangenen mindestens von der Aussicht seiner Peiniger erlöste.

Das erste, was er that, war seine Bande zu prüfen. Sie waren so fest, daß sie zu lösen keine Hoffnung blieb, und dennoch, obgleich er diese Hoffnung aufgeben mußte, obgleich so wenig Aussicht auf Rettung vorhanden, verweilte der geistesstarke Jüngling auch in dieser trostlosen Lage nicht. Freilich war er allein, seine Freunde, deren Aufenthalt ihm unbekannt war, wußten von seinem Leiden nichts, und süß wohlbewaffnete Indianer hüteten ihn. — Dennoch — so stark ist die Hoffnung in dem Herzen der Jugend — hielt er Rettung nicht für unmöglich.

Aber die Nacht zog herauf, der Wind seufzte in den Bäumen, die Sterne funkelten über seinem Haupte, der Mond ging auf und unter, und keine Rettung kam. Müde und erschöpft von Leiden und vergeblichem Harren schlief er endlich ein, wie es ihm schien, nur auf einen Augenblick. Als er erwachte, war es beinahe Tag. Harvey lag ungefähr 6 Fuß von den Wilden entfernt, an der Stelle, wo er ermattet zu Boden gefallen war. Er konnte den Kopf nicht bewegen, um nach seinen Peinigern sich umzusehen, doch aus dem vom Feuer aufsteigenden Rauch wußte er, daß sie in der Nähe des Felsens lagen.

Noch hatten sie sich nicht gerührt, und Dick Harvey, etwas erquickt durch den Schlaf der Nacht, versuchte nochmals das Weidenband zu lösen, welches um die Handgelenke gelegt war. Mit einem Male ward seine rechte Hand frei; die Schlinge hatte in der Nacht sich von selbst gelöst.

Ein leises Geräusch fesselte in diesem Augenblicke die Aufmerksamkeit des jungen Mannes. Er blickte auf und bemerkte einen weißen Mann, dessen große, hagere Gestalt ihm wohl bekannt war. Mit verwunderten Blicke maß der Fremde die schlafenden Indianer, ohne den Gefangenen sogleich zu sehen; dieser machte ihn durch Zeichen auf seine Gegenwart aufmerksam, worauf der Weiße augenblicklich verschwand, um nach wenigen Minuten zurückzukehren.

Mit geräuschlosen Tritten schlich er über den Platz (obgleich er bei einer Entdeckung wenig zu fürchten hatte, denn es war der den Wilden unentwähliche Krämer Gzram Cook), schnitt mit unerhörter Geschwindigkeit Harvey's Bande durch, ließ das Messer zurück und entfloß so schnell als er gekommen. Wenige Minuten später stand er auf der Höhe des Felsens, auf seine Flinte gelehnt.

Dick Harvey, von neuer Lebenshoffnung durchdrungen, war dennoch durch seine gefesselte Lage so steif geworden, daß volle zehn Minuten vergingen, ehe er einigermaßen Herr seiner Glieder ward. Mit Anstrengung seiner Kräfte kroch er hin zum Feuer, nahm eine Flinte und eilte dann, da sein Blut mit jedem Augenblick in freiere Bewegung kam, hin zu der Stelle, wo das Pferd angebunden stand; er schnitt es los und führte es behutsam den Waldweg entlang, den der Krämer gekommen. Noch nicht völlig 100 Yards hatte er zurückgelegt, als ein Wuthgeschrei ihn erschreckte und ihn in dem Maße zur Eile antrieb, als sein Herz tumultuarisch zu klopfen begann bei dem furchtbaren Gedanken, der so glücklich entronnenen Gefahr abermals anheimzufallen.

Ein Flintenschuß knallte nicht fern von ihm, gleich darauf kam ein Reiter im schnellsten Galopp hinter ihm her.

„Rechts um, rechts um, Fremder; behaltet immer den Wind links, der Weg ist gut — peitscht tüchtig Euren alten Gaul,“ fuhr er fort, näher zu Harvey reitend — „da kommen sie schon.“

In der That hörte man deutlich die Horde mit wüthendem Geheul durch die Büsche andringen.

„Ihr habt's zu verantworten, Fremder,“ fuhr der Krämer fort, „Ihr habt's zu verantworten. Da hab ich mich, Gzram Cook, ein neutraler Handelsmann, der mit Weissen und Indianern in gutem Vernehmen steht, um Euerwillen in eine schöne Patsche geführt, hab ein Gememel angerichtet, einen Indianer geschossen. Wenn Einer von den roten Teufeln mich sieht, ist's aus mit mir, ganz aus; sie rösten, spießen und viertheilen mich auf der Stelle. Aber ich konnt's einmal nicht sehen, daß sie ein Mitgeschöpf knebeln wie ein Schlachtvieh.“

„Meine Leiden haben mich also in 24 Stunden so verändert, daß Ihr mich nicht mehr kennt, Mr. Gzram Cook,“ sprach der Künstler. — „Ich bin Dick Harvey!“

„Ach du Allgeregter! Nu, wenn Sie's sind, Mister Harvey, da soll's mich auch nicht kümmern, ob die Hallunken von Indianern mich auch Korn nehmen. — Hab doch ein gutes Werk gethan! Behaltet nur immer rechts die Fichte da im Auge — fort, Pony — he, hi!“ und der Krämer trabte vorwärts, zu seinem Schreden plötzlich eine Rauchsäule neben der bezeichneten Fichte aufsteigen sehend.

„Pontius Pilatus!“ rief Gzram Cook, „nun ist guter Rath theuer — hinter uns, vor uns, rechts und links Indianer. — Doch mag's sein — immer drauf los! — Was ist das?“

Ein furchtbares, wahrhaft dämonisches Geschrei hallte, vom Echo wiederholt, durch den Wald und erfüllte Dick Harvey und Gzram Cook mit Entsetzen. Dies Geheul hatte mit keinem ihnen bekannten Aehnlichkeit, obgleich Beide mit den

oft schauerlichen Tönen der Urwälder genugsam vertraut waren. Es war nicht das Geheul eines Indianers, nicht das eines wilden, nicht das eines leidenden, verwundeten Thieres, und die zwei Männer, grade noch Naturmenschen genug, um etwas abegläubisch zu sein, sahen bestürzt einander an.

„Was ist das?“ fragte Harvey im Füllerton, fast die Indianer, ihm so dicht im Rücken, verlassend.

„Da schlag' der Donner drein,“ rief Gzram Cook erblasend — „ich weiß nicht!“

Und wieder erhob sich das Geheul, zweimal, dreimal, bis es die grünen Wäldungen des Waldes zu erschüttern schien; immer furchbarer, immer dämonischer wurde der Laut.

„Vorwärts, vorwärts!“ rief plötzlich Harvey, „es ist eine menschliche Stimme, die um Hilfe fleht.“

„Ihr könnt Recht haben, Mister Harvey,“ erwiderte der Krämer; „also vorwärts!“ Und beide Männer sporneten ihre Thiere und ritten die Anhöhe hinunter, welche zu der Fichte führte.

Nach einem raschen Ritt von 10 Minuten gelangten sie an einen freien Platz und hielten gleichzeitig ihre Pferde an, von einem grauenhaften, damals noch seltenen Anblick gefesselt, welcher später als eine sehr gebräuchliche Lynch-Execution häufig vorkam.

Einige Secunden schwiegen die heulenden Töne, und die Reiter meinten, schon sei alles vorüber.

Auf einer losen aufgehäuften Holzschicht, welche jede Minute abzugleiten drohte, stand der Neger Spicky Jonas. Die Arme waren auf den Rücken gebunden, und ein Strick um seinen Hals geschlungen, so daß, wenn die Ermattung ihn sinken ließ, er unsehbar erwürgte, ein Schicksal, daß ihm gleichfalls bevorstand, so bald das Keilig unter seinen Füßen nachgab. Hier stand der Neger; die Augen traten aus ihren Höhlen, und stehend wandte er sein durch Angst und den Andrang des Bantes wahrhaft gräßliches Gesicht den Reitern zu.

„Ah, Massa Harvey, laßt den armen Neger nicht hängen — schneidet ihn ab, Massa Harvey — will Alles sagen, Alles sagen — that Euch nie was zu Leide, Massa Harvey!“

„Schweig, Verräther! Du wolltest das Moß dem Verderben überliefern, Du gabst die ganze Colonie den Indianern Preis, um Dich für eine von Charles Moss begangene Thorheit zu rächen. Wahrscheinlich hat Gusta Dich hier aufgehängt, und ich bin nicht gesonnen, seinem Richteramt vorzugreifen.“

Des Negers Augen rollten in ihren Höhlen, seine ganze Gestalt bebte, er erhob sich auf den Beinen, so hoch er konnte, blickte angstvoll umher und ließ stehend seine Augen auf dem Künstler ruhen, welcher sich mit Widerwillen abwandte.

„Hört, Mister Harvey,“ sprach Gzram Cook sehr ernsthaft; „Ihr seid doch wohl nicht gesonnen, die schwarze Creatur da hängen zu lassen. Bedenkt nur die Grausamkeit. — Und der Keil ist ja noch ein nutzbares Eigenthum, wohl noch den Beutel Dollars werth. — Er hat gebüßt genug — schneidet ihn los.“

„Nein!“ erwiderte Harvey, fügte jedoch leise hinzu: „Verlaßt Euch drauf, Gusta will ihm nur drohen; er ist sicher in der Nähe, wir wollen ihn aufsuchen! — Da kommen die Indianer! Hurtig in Hinterhalt!“

Da der Neger die Reiter sich entfernen sah, begann er von Neuem das Geheul der Verzweiflung auszustößen, dieses Geheul, das den jungen Künstler mit Grauen erfüllte. Dennoch unterdrückte er die Regung des Mitleids und ritt ruhig den Waldweg am Rande der Richtung hin, gefolgt von Gzram Cook, als die Indianer heranstürmten, gleichfalls begierig, die Ursache des furchtbaren Geschreies zu erfahren, welches nebst einem Strom von Vermüthungen, Verprechungen und Drohungen der Kehle des Negers entstieg.

Harvey und Gzram stiegen ab und nahmen die Flinten zur Hand. In der Gewißheit, daß Freunde nahe seien, beschloffen sie hier zu bleiben und stellten sich schußfertig auf.

„Ho, Ihr seid Freunde!“ schrie der Neger tief aufathmend den Indianern entgegen — „schnell, alte Rothhaut — schnell das Seil durch — will's den Weissen schon geben!“

Der Neger brach in ein wildes Gelächter aus, da die Shawnees herbeieilten, ihren Genossen zu befreien.

Doch wer beschreibt den Schrecken der Rothhäute und des Negers, als vier Flinten zugleich sich entluden, und Gusta, Harrod, Gzram und Harvey auf die Bande zustürzten. Harrod flog den Andern voraus, in einer Hand die Flinte, in der Andern die Art schwingend.

Wir übergehen die Schilderung der mörderischen Scene und bemerken nur, daß nach zehn Minuten die weißen Männer vollkommen Herren des Kampfplatzes blieben und der Leichnam des Negers seinen Verbindeten zur Seite lag. Wahrscheinlich hatte er einen Augenblick die Gefahr seiner Stellung verstanden, sich zu rasch bewegt, so daß das Holz unter seinen Füßen gewichen und er erdroffelt worden war. Wer das Seil nachher durchschnitten, wußte Niemand, wahrscheinlich war es von der Schwere des todtten Körpers gerissen.

Alle waren von Grauen ergriffen über diesen Mord, wie sie es nannten; denn ein Mord war und blieb es, trotzdem dergleichen Vorfälle in jenen Gegenden gewöhnlich sind. In jenen Gegenden, wo manches schauerliche Verbrechen verübt wird im Namen des furchtbaren Ababamathus, Lynch Gesetz genannt. Keiner der vier Männer hatte den Tod des Negers beabsichtigt; sie glaubten nur durch die Drohung eines gräßlichen Todes ihm ein Geständniß abzuloden. Der Neger hatte hartnäckig jedes Geständniß verweigert, und Gusta und der stille Jäger überließen ihn eine Weile seinen Betrachtungen, fest überzeugt, daß nach Verlauf einer halben Stunde er nachgiebiger sein werde.

„Es ist ein verteuftel schlechter Spaß,“ sagte Gzram, den Kopf schüttelnd.

„Es ist geschehen!“ erwiderte Gusta ernst. — „Hat der Blitz einmal die Eiche gespalten, kann er ihr das Leben nicht wieder geben. — Gustaloga war ein einfüßiger Knabe, mit Leben zu spielen. Der Schwarze war böse, doch sein Manitou würde ihn bestrafen haben. Der kluge Mann bewegt nicht unnütz seine Zunge. — Der Neger ist todt; so laßt uns nicht mehr von ihm reden!“

„Gusta hat Recht!“ sagte Dick Harvey; „es ist eine fatale Geschichte; doch es bleibt dabei, Spicky Jonas ist todt — und damit gut!“

„Wie en kamt Ihr?“ fragte der junge Wyandot den Künstler, noch nicht völlig Herr seines Unmuths.

Die Harvey erzählte seine Geschichte, seinerseits auch Custaloga's Erlebnisse fordernd, welche dieser zu erzählen nicht zögerte und zugleich seinen Entschluß kund that, Amy noch in dieser Nacht zu befreien, es koste was es wolle. Alle lauschten mit hohem Interesse des Indianers Rede, und der Plan ward sogleich besprochen. Gram Coof nickte nur zustimmend mit dem Kopfe, Harvey war gewöhnt Custa's Anordnungen zu folgen, und so blieb dieser Herr der Ereignisse.

Er theilte den Freunden mit, daß er die Ohiohöhle nur von zwei Mann bewacht glaube, welche demohinrachet durch klühne Vertheidigung ihnen großen Schaden zufügen konnten, sobald der Angriff offen geschah. Deshalb beabsichtigte er bei Nacht in die Höhle zu dringen, mit Hilfe der jungen, eifersüchtigen Indianerin, Tecumseh's künftiger Gattin.

Harvey fügte sich um so lieber Custa's Plan, da er noch einige Stunden Aufschub gestattet, und ihm erlaubte, die ermüdeten, zermarterten Glieder durch Ruhe etwas zu stärken.

Gleichwohl begab die kleine Gesellschaft sich hinweg vom Schauplatz des Schammittels, welches, neben einer Schlacht gesehen, allerdings unbedeutend erscheinen mag; und doch wurden bei solchen kleinen Feinden, wo die Gagner in der Regel Mann gegen Mann kämpften, dem Tode verhältnißmäßig größere Opfer gebracht, als in wirklichen Kriege, weil häufig alle Fechtenden auf dem Plage blieben. Und leider ward durch solche Scenen das Menschenherz, statt durch die zahlreichen Opfer an Blut und Leben milder und verfühlicher gestimmt zu werden, stets aufs Neue zu so verderblichen Zwistigkeiten angespannt, denn der Haß in der Brust des Wilden und seines Nachbarn, des weißen Amerikaners, wird nie gestillt und erhält durch gegenseitige Beleidigungen stets neue Nahrung.

Noch waren die vier Freunde nicht zehn Minuten entfernt, als auf dem Plage, den sie verlassen, sich eine Gestalt zu regen begann. Der todtegeglaubte Negr, welcher in der That, von den Weißen unbemerkt, durch einen Indianer abgeschnitten worden war, erhob sich mit Anstrengung und troch von dem Schauplatz dieser furchterlichen Scene hinweg.

Ihm zu folgen, haben wir jetzt keine Zeit. Wir überlassen ihn einstweilen seinem Schicksal, um unsern Freunden nachzugehen. Sie wählten zum Ruheplatz eine Stelle im Wald, wo hohe Buchen wie Säulenthürme in den blauen Himmel ragten, und tief herabhängende Zweige, vom Winde sanft bewegt, Schutz gegen die Sonne boten, welche golden und glühend empor stieg. Weit umher war Alles still und ruhig, zur Raft einladend, welcher Harvey und Gram Coof sich sogleich hingaben, während Custaloga und der stille Jäger abwechselnd die Wache übernahmen, da sie in der vergangenen Nacht etwas geruht.

Der Tag schien Custaloga eine Ewigkeit. — Gleichwohl suchte er seine Ungebuld zu zügeln, wohl wissend, daß übel beherrschter Eifer Amy's Interessen keineswegs förderlich sei. Bei Anbruch der Nacht zog er den stillen Jäger bei Seite, während Gram und Harvey noch fest schliefen, und folgendes Verständniß — man kann nicht sagen „Unterhaltung“ — fand zwischen den beiden Männern statt.

„Harrod,“ sprach der Indianer leise, die Hand auf des Jägers Schulter legend; „in meinem Herzen wohnt Liebe für die Freundin Derjenigen, die der Singvogel Deines Wigwams war.“

Ein Blick voll Wildheit schoß aus den Augen des riesigen Grenzbewohners, und seine ganze Gestalt erbebt unter der Last tödtlichen Hasses und furchtbarer Erinnerung.

„Harrod,“ flüsterte Custa mit hoch steigender Brust, im Ausdruck die später empfangene Erziehung verrathend, „Guch darf ich mein G. föhrl vertrauen; Ihr werdet nicht wieder sagen, was ich ausspreche: Was Mary war für den Mann mit dem großen Herzen, das ist Amy Moss für mich!“

Harrod erhob sein Haupt und blickte den Jüngling neugierig an; es schimmerte sogar eine gewisse Sanftmuth in seinen Augen.

„Mary ist verloren für Euch — Amy Moss ist verloren für mich!“

Ein seltsam unheimliches Lächeln glitt über das Gesicht des stillen Jägers und verschwand schnell wieder.

„Sie wird keine Nothhaut heirathen und Squire Barton ist ihr bestimmter Gemahl; aber was die Lust dem Adler, was die Laubkrone des grünen Baumes dem ruhenden Vogel, was Wind und Sturm dem Raben, was das klare Wasser dem raschen Strom, was das Feuerwasser dem Trinker, was die Plinte dem Jäger, was der Stern der Nacht dem am See hausenden Indianer, das ist Amy Moss mir. Sie ist dem armen Indianer, den sie belehrte, das ganze Leben, die ganze Schöpfung. Sie kann mir immer nur Beschützerin, Freundin sein — sie ist mein Königsvogel, und ich kann nichts sein, als ihr treuer Hund. Gut, es mag so sein. Custaloga ist wie die tausendjährige Eiche, die nur dem himmlischen Feuer weicht, er ist wie der Felsen von rothem Granit, zu hart um zu brechen. — Ja! Custaloga liebt Amy Moss mehr als sein Leben, er ist ihr Eigenthum in jeder Minute, und Jeder, der ihm befüllt ist zu ihrem Dienst, ist Custa's Bruder. — Aber der Mann mit dem großen Herzen darf nicht mit Custaloga gehen diese Nacht. Sie haben nicht einerlei Pfad — sie müssen scheiden!“

Harrod blickte halb zornig, halb fragend den Indianer an.

„Meines Bruders Herz ist sehr betrübt; sein Haß ist gleich dem Haß des Tigers, er kann nur gestillt werden durch Blut — und mein Bruder hat Recht. Die Shawnees haben sein Weib getödtet, so mag er einen Scalp nehmen für jedes Haar ihres Hauptes, doch in der Ohiohöhle sind Frauen und Kinder, und Amy Moss darf ihr Wehgeschrei nicht hören. Dann hat auch Custaloga das Wort gehört von dem Gott der Weißen; er kann die schönen, schwachen Frauen und die Kinder nicht tödten.“

Harrod schaute finster vor sich nieder während Custa's Rede, doch als dieser geendet, machte er keinen Einwand, sondern kreuzte die Arme und schloß die Augen.

„Sprecht, Harrod, was ist Eure Meinung?“ fragte gespannt der Wyandot.

Harrod sah den jungen Mann ernst und schweigend an, ergriff seine Hand, drückte sie warm und gab durch eine Neigung des Kopfes seine Zustimmung zu erkennen.

„Dank Euch!“ sprach der Indianer herzlich, „Custa wird es Euch nie vergessen.“

Er weckte nun seine Gefährten und gab ihnen, in Vor-

ausicht möglichen langen Fastens, etwas Fleisch von einem heut Morgen erlegten Hirsch. Hierauf wurden die Pferde an Bäume fest gebunden, und die vier bis an die Zähne bewaffneten Männer schliefen so leise und unmerkbar durch den Wald der großen Ohiohöhle zu, als wären es Geister verhörbener Häuptlinge und Jäger, die hier in der Wildni ihren gespenstlichen Umgang hielten. Custaloga führte den Zug an, die Uebrigen folgten nach Art der Indianer, Einer in des Andern Fußtapfen tretend, um etwaige Späher über ihre Anzahl zu täuschen. Es währte nicht lange, so hatten sie das Ufer des schönen Ohio-Flusses erreicht, welchen jedoch in dieser Nacht keiner der vier Wanderer mit dem Gefühl der Bewunderung betrachtete, das sonst ein so erhaben lieblicher Anblick in der Menschenbrust erregt.

Die friedlichen Wogen tanzten ihren melodischen Reigen, in stärkeren Accorden brausend, wenn eine Klippe oder ein Felsenriff ihnen in den Weg trat, die blinkenden Sterne schaukelten sich auf den Wellen, die Schatten der Bäume ragten tief hinein in den breiten Strom, und die melancholischen Stimmen der Frösche waren fast das einzige Zeichen animalischen Lebens in der tiefen Stille der Natur.

„St!“ sprach Custaloga in leisem Flüsterton, seine Gefährten dicht um sich versammelnd; „sollten wir getrennt werden — Thalstätte.“

Alle verstanden den Sinn dieser kurzen Worte und schritten hierauf, Custaloga voran, ein Rufbaumstöckchen in der Hand, unter dem Schutze der Dunkelheit in den Fluß hinein, welcher zum Glück nicht so angeschwollen war, als zu manchen andern Zeiten.

18. Kapitel.

Sir Charles Carlstone, Baronet.

In einer der Straßen Londons, welche zur Zeit Georgs III. zu den fashionablen gerechnet wurden, aus denen jedoch nach und nach die vornehme Bevölkerung, gleich amerikanischen Ansiedlern, westwärts zog, bis nach und nach ein Labyrinth von Straßen an die Weltstadt sich drängte, da, wo sonst nur Felder gewesen — in einer jener früher fashionablen Straßen also wohnte in einem kleinen, mit ausgezeichnetem Geschmack (den wir ausgezeichnete Bescheidenheit nennen würden) möblirten Häuschen zur Zeit unserer Erzählung ein Mann, der viel in Kaffeehäusern, wenig bei Hofe galt, und einer Klasse angehörte, über welche sich schwer bestimmte Auskunft geben läßt. Sir Charles Carlstone war 48 Jahre alt, von schlanker, eleganter Gestalt, ein geschwiegelter Gardeofficier, ja er war sogar ein Drake in dem beschränkten Kreise, den er „die Welt“ nannte — in jener neuen „Welt“, die in tausend Splitter zerpalten über das Antlitz des Unversums zerstreut ist, wo nur immer civilisirte Menschen wohnen mögen.

Das Haus, welches Sir Charles Carlstone bewohnte, war zwar klein, doch nach der herrschenden Mode elegant eingerichtet und vielfach von Gästen heimgesucht, denn Sir Charles war jetzt der Hülfeling eines hochgestellten Mannes, der sich in der Gesellschaft des Baronets und seiner sinnesverwandten Genossen wohl befand.

Jetzt saßen Sir Charles Carlstone und Lady Carlstone in dem kleinen Frühstückszimmer an einem Tische einander gegenüber und schürften ihre Chokolade, während Master George, ein langer Wursche von 13 Jahren, also in der Blüthe der Flegeljahre, in der Nähe des Tisches mit einem großen Hunde spielte. Master George hatte einen zarten Teint mit vielen Sommerprossen und war trotz seines rothen Haares ein recht hübscher Knabe, mit allen Eigenschaften ausgestattet, die ihn zum verhätschelten Liebling der Eltern und zum Gegenstande des Aergers für alle Welt machen konnten.

Sir Charles trug das Haar gepudert und einen Rock von höchster Eleganz, seinen Schnurrbart zierlich nach aufwärts gedreht; die kurzen Beinkleider waren von tadellosem Schnitt, die feidenen Strümpfe aufs feinste, und sein Gesicht, obgleich bleich und hager, zeigte vollkommene Ruhe. Der Degen prangte bereits an seiner Seite, kurz, er war völlig zum Ausgehen gekleidet.

Lady Carlstone, welche im Sessel zurückgelehnt ihre Chokolade trank, war das vollständige Gegenstück ihres Gemahls, eine herbe, stattliche Frau von 40 Jahren, mit rundem Gesicht, einem Doppelkinn, und mit prunkhafter Ueberladung gekleidet. Es fehlte ihr an Erziehung, doch nicht an Geld. Ohne Zweifel wäre sie eine vortreffliche Frau geworden, wenn sie in der ihrer Bildung angemessenen Sphäre geblieben. Sie sah aus wie eine stattliche City-Dame, und das wäre sie auch geworden, wenn sie nie das Haus des Vaters, des würdigen Alderman Pepper, verlassen. Mr. Pepper hatte eines der größten Kleidergeschäfte in der City, und war der beste, rechtlichste und gefühlvollste Mensch, daneben ein ausgezeichneter Geschäftsmann, und wo er gekam, zugleich hochgeachtet. Doch eine Schwäche hatte auch er, eine im Mittelstande häufig vorkommende Schwäche. Er verehrte die Aristokratie. Vor einem Lord wäre er fast auf die Knie gesunken, und an allen Gliedern zitterte er vor ehrfurchtsvoller Scheu, wenn er einem Herzoge begegnete. Adel galt ihm als das Höchste, und sobald er sich seines Reichthums bewußt ward, gelobte er sich, seine Tochter für einen Gelbmann zu erziehen.

Sir Charles Carlstone, Baronet, ein feiner Weltmann, der Hülfeling eines Prinzen; Sir Charles Carlstone, der schon mit dem König gesprochen und die Königin begrüßt, war gerade das Wesen, den würdigen Alderman Pepper zu blenden. Hätte sich ein Mensch einfallen lassen, den klugen Alderman Pepper auch nur um fünf Pfund zu betrügen, es wäre ihm nicht gelungen; aber mit der lebenswürdigen Bereitwilligkeit ließ er sich von dem schlauen Weltmann 20 000 Livres ablocken, und fühlte sich ihm noch zu großem Dank verpflichtet, daß er das Geld nur nahm, da er seine Tochter zur Lady erhob.

Alderman Pepper liebte seine Tochter zärtlich, obgleich er ihr wahres Glück seiner Schwäche geopfert. Schon war sie fast 30 Jahre alt, und nie konnte er sich entschließen, sie von sich zu lassen, da keine andern als gewöhnliche City-Partien sich für sie fanden. Als aber ein Ritter — Sir Charles war damals nur noch Ritter — sich als Freier einfind, ward er mit Freuden aufgenommen; und jetzt, da seine Tochter die

Gemahlin eines Baronet — wir brauchen nicht zu saagen, wie Sir Charles Baronet geworden — kannte seine Freude keine Grenzen. Er war so beaubert von der neuen Ehre, daß er dem Ehepaar auf der Stelle noch 10,000 Livres zum Geschenk machte.

Die arme Lady Carlstone war gutmüthig, aber beschränkten Bestandes und Wissens, so daß die neue Lage, so wie der Verkehr mit dem besondern Zweige der Aristokratie, welcher ihren Umgang ausmachte, sie stat zu bessern, nur verdarb. Sie ward hochmüthig, aufgeblasen und launenhaft; und wenn diese Eigenschaften schon an wohlgezogenen Menschen unangenehm auffallen, so sind sie bei unerzogenen noch unerträglich.

„Wahrhaftig, George, mir thut der Kopf weh. — Was ist das überhaupt für eine Ungezogenheit, den Hund hier ins Zimmer zu bringen — das paßt sich nicht, ganz und gar nicht!“

„Das Kind, Lady Carlstone, kann für die gute Gesellschaft nur dann tauglich werden, wenn man seinen natürlichen Neigungen volle Freiheit läßt. Sie erlauben mir wohl, Madame, daß ich meinen Sohn erziehe.“

„Boß Lausend, Sir Charles, ist George denn nicht auch mein Sohn? Alle Wetter!“

„Ich habe Ihre mütterliche Autorität nicht herabgesetzt, Madame; ich forderte nur, daß seine Erziehung mir überlassen bleibt. Hof und City passen darin nicht zusammen!“

„D, sie passen ganz gut zusammen, wenn der Hof Geld braucht. Ich bin stark der Meinung, Sir Charles, daß Sie keinen so feinen Rock auf dem Leibe hätten, wenn Sie nicht mit der City einmal vorlich genommen.“

„Geld ist sehr schätzbar und nützlich, Madame, doch Rang und Stand gehen noch darüber, sind mehr werth als Geld. Die Gemahlin Sir Charles Carlstone's zu sein, Gemahlin eines Baronet, Hauptmanns der Garde, ist eine Ehre,“ sprach der Baronet affectirt, sein Kispeln zu declamatorischem Pathos erhebend, „eine Ehre, auf die eines Aldermans Sprößling stolz sein kann.“

„Lady ist ein recht hübscher Titel,“ erwiderte die Gattin schmollend, „aber ich habe ihn auch wahrhaftig theuer genug bezahlt!“

„Ich muß Ihnen in Erinnerung bringen, Madame, daß Ihr Sohn von mir den Barontang und 8000 Livres jährlicher Renten erbt.“

„Von mir eben so viel,“ erwiderte die Mutter rasch. „Den Baronettitel ausgenommen,“ sprach ruhig Sir Charles.

„Seid Ihr endlich fertig mit Zanzen? Was ist das für eine Salbaderei!“ rief der vorlaute Master George. „Salbaderei — lieber Sohn, ist kein correcter Ausdruck, er ist aus der City hier eingeführt worden,“ befehrte Sir Charles seinen Erben.

„Sir Charles,“ rief Lady Carlstone im höchsten Zorn, „halten Sie das Kind nicht dazu an, mich zu beleidigen!“

Dieser keineswegs amuthige Wortwechsel währte noch einige Zeit fort; zuweilen betheiligte sich auch der verzogene Knabe daran, in der That mehr verzogen durch die steten Zwistigkeiten der Eltern in seiner Gegenwart, als durch die übergroße Nachgiebigkeit der Mutter. Bald ward ihm von der einen, bald von der andern Seite Recht gegeben, bis endlich der Streit aufhörte aus bloßer Erschöpfung der streitenden Parteien, und das glückliche Ehepaar auf ein friedlicheres Thema der Unterhaltung überging.

Nach beendigtem Frühstück begab sich Lady Carlstone in ihr Zimmer, um Toilette zu machen; Master George sprang hinab zum Groom, der ihm einen neugekauften Pony zu zeigen hatte, und Sir Charles blieb allein.

Er nahm eines der kleinen Zeitungsblätter, die auf dem Tische lagen, so ganz unähnlich den riesenhaften Zeitungen der Jetztzeit, die mit zauberhafter Geschwindigkeit in allen Welttheilen die Begebenheiten verkünden, welche früher erst als ein Theil der Weltgeschichte bekannt wurden.

Nachdem er die Zeitungen flüchtig durchgesehen, wollte er aufstehen, um einen auf 12 Uhr festgesetzten Besuch zu machen, als ein gewisser John Barty gemeldet ward.

„Er mag eintreten!“ sagte rasch der Baronet.

Der Gemeldete trat ein. Es war ein Mann von mittlerer Größe, hager, mit etwas gebeugtem Rücken, einem vertrockneten Leichengesicht, einer großen Hafennase, kleinen, unruhigen, grauen Augen und einem Typus von Dürftigkeit, der seiner ganzen Erscheinung aufgedrückt war. Er neigte sich bemüthig vor dem Baronet, der sich wieder in den soeben verlassenen Sessel niederließ und den Fremden durch eine Handbewegung zum Sitzen nöthigte.

„Sagen Sie mir,“ fragte Sir Charles mit vornehmer Miene, „was verschafft mir heut Morgen das Vergnügen Ihres Besuchs, Master Barty? Noch ist keiner meiner Wechsel fällig, und ich beabsichtige auch nicht eine neue Anleihe zu machen, obgleich ich vielleicht jetzt, da Sie einmal hier sind...“

„Sir Charles,“ rief der Fremde, „reden Sie nicht immer von Geld, immer von Geld — als ob's Brod wäre, oder Käse, oder Staub; Geld ist eine Sache, vor der man den Hut abnehmen muß, an die man denken muß mit Ehrfurcht, und sie muß brauchen, wenn's nöthig ist. Ich zittere, wenn ich Sie so höre reden vom Geld!“

„Gewiß, John Barty, Geld ist eine hübsche Sache, aber so wie Ihr möchte ich nicht darüber denken um alles Gold Indiens. Ihr werdet noch einmal ermordet werden um Euer Geld, denn wer Euch nur ansieht, muß errathen, daß Ihr ein Erbsuß seid.“

„Stille, um's Himmels willen!“ rief John Barty entsetzt, der mit seinem langen, abgeschabten grauen Rock, den ausgegreneten schlürfenden Schuhen und dem schmuckigen Halsstück recht wie die Parodie eines Erbsußs aussah. — „Wer sagt, ich bin reich? Ich schwöre, daß ich's nicht bin; ich möchte reich werden, ei ja; — mach hier ein Geschäftchen, da ein Geschäftchen, ich darbe, ich laufe Bottschaft, ich führe vornehme Herren zu vermögenden Leuten, und, Sir Charles, warum thu ich's, warum?“

„Ja, warum?“ Das wollte ich Euch schon mehrmals fragen, John Barty?“ antwortete der Baronet.

„Ich hab eine Tochter, Sir Charles!“

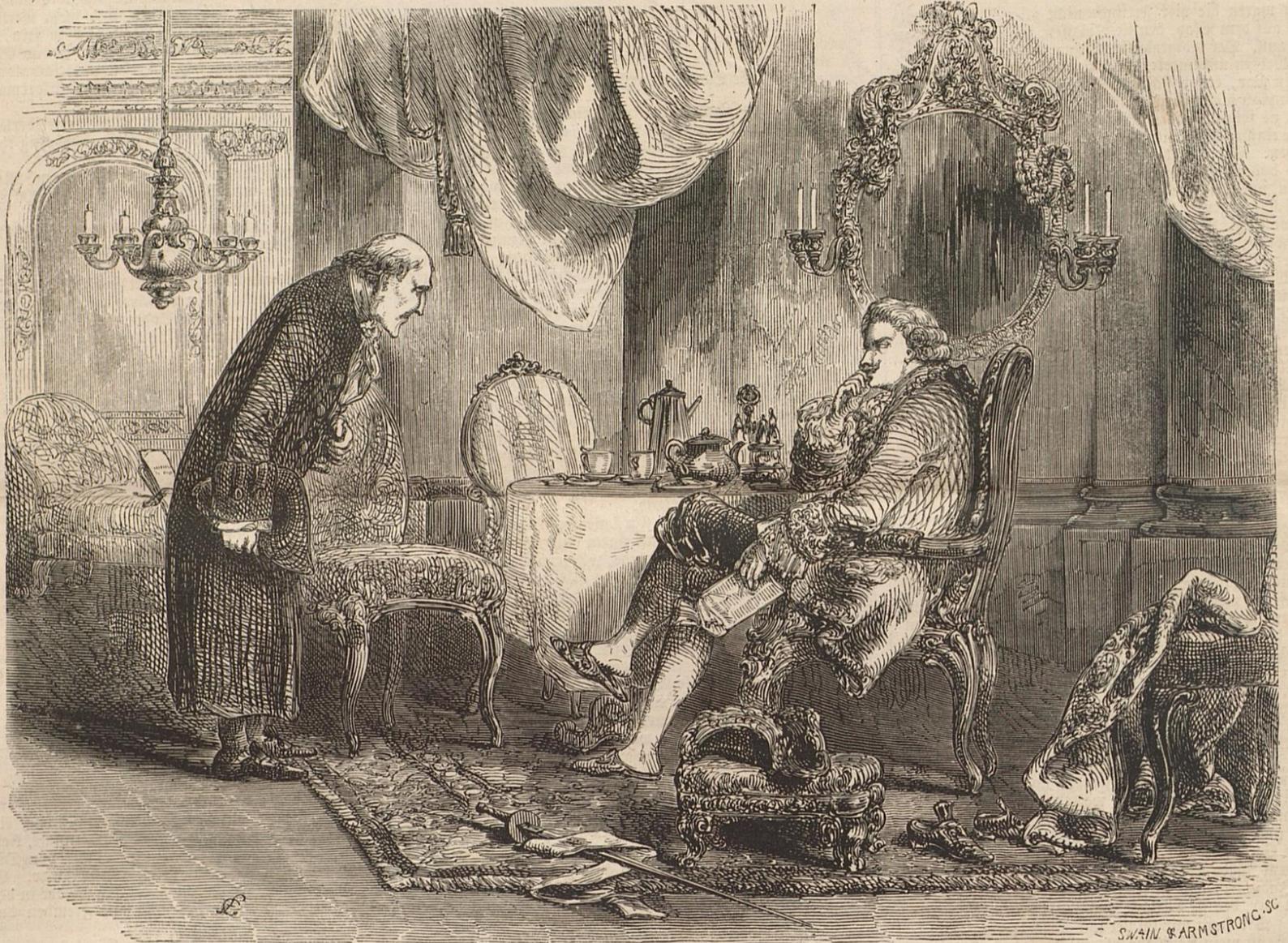
„Eine Tochter?“

„Ja, eine Tochter, die ich möchte glücklich machen, Sir Charles, und für die ich Alles thue, was ich thue — eine Tochter, die das Ebenbild ihrer Mutter ist, und ihre Mutter war schön!“

„Wahrlich, Ihr interessirt mich, John Barty, und hätte ich nicht ein Rendezvous mit dem Prinzen verabredet, so hätte ich Euch fortzuführen.“
 „Mit Verlaub, Sir Charles, ich vergaß ein wichtiges Geschäft...“
 „So habt Ihr also ein Geschäft? Womit kann ich Euch dienen?“
 „Haben Sie ein Geheimniß in Amerika, so ein...?“
 „Was bedeutet diese Einleitung?“ rief der Baronet, mit den Händen sich auf die Seitenlehnen des Armstuhls stützend, als wollte er auf den Frager zuspringen.
 „Ihr Geheimniß ist entdeckt, Sir Charles,“ sprach der Wucherer kaltblütig.
 „Aberner Schwäger, was wollt Ihr damit sagen?“ fragte Sir Charles wütend.
 „Was ich damit sagen will —“ antwortete John Barty ohne einen Muskel zu bewegen, denn sein Gewerbe und langes Leiden hatten ihn gleichmüthig gemacht — „was ich damit sagen will, ist, daß Ihr Cousin, Andrew Carlstone, nach Amerika sich eingeschifft hat mit einem alten Freunde Dick Blunt.“
 Was der Baronet sagte, ist hier von geringer Wichtigkeit; wir können und mögen seine Worte nicht wiederholen — er stand auf, schritt hastig im Zimmer auf und ab, ballte die Fäuste, und alle seine Mienen sprachen die furchtbarste Aufregung aus.
 „Barty,“ sprach er, endlich stehen bleibend, „das sind sehr böse Nachrichten. — Wie kamt Ihr dazu?“
 „Ich war gestern in Greenwich, Sir Charles, und wartete, ob ich nicht auf dem Fischmarkt einen wohlfeilen Kauf

„Ich muß noch heut Abend 200 Pfund haben und einen Platz auf einem nach Amerika segelnden Schiffe!“ rief der Baronet, den Wucherer scharf ansehend.
 „Zweihundert Pfund?“ stammelte John Barty, „es ist nicht möglich!“
 „Hört, Barty, es muß möglich sein; ich bin eben nicht in der Laune, Worte zu verschwenden; Zeit ist Alles. — Ich muß handeln. Das Ameublement des Hauses ist gut und neu, nehmt das zur Sicherheit, aber bringt mir das Geld!“
 „Die Sicherheit ist gut, Sir Charles, und ich denke, darauf borgt mir schon ein guter Freund das Geld; aber, Sir Charles — Sie könnten mehre Monate lang wegbleiben — Lady Carlstone ist sehr veränderlich.“
 „Was weiter?“
 „Sie könnten mehre Monate lang wegbleiben.“
 „Sehr möglich!“
 „Lady Carlstone ist sehr veränderlich,“ wagte John Barty nochmals demüthig einzuschreiben.
 „Was soll's damit, sprecht Euch deutlicher aus!“
 „Lady Carlstone könnte das Ameublement zu ändern wünschen, sie könnte es verkaufen.“
 „Unsin! Ich werde darüber feste Bestimmungen zurücklassen.“
 „Sie thäten besser, Sir Charles, mich hier im Hause zu lassen; es wird ja doch ein Verwalter gebraucht in Ihrer Abwesenheit.“
 Der Baronet lachte grimmig. Der Gedanke, Lady Carlstone einen solchen Aufseher zu geben, hatte zu viel Komisches, um ihn nicht, trotz der verzweifeltsten Lage, in der er sich befand, zu ergötzen.

rer entgegen, „Ihr seid ja wie aus dem Ei geschält — ist wohl gar meinem armen Hauße zu Ehren?“
 „Ei, Sir Charles, könnt' ich doch nicht fordern, daß die Diener vor mir Respekt haben, wenn ich nicht ausseh' wie ein Gentleman!“
 „Natürlich nicht!“ antwortete der Baronet mit herzlichem Lachen.
 „Sir Charles scheint sehr vergnügt?“ bemerkte der Mäkler etwas verlegen, seine langen Zähne zeigend.
 „Das bin ich eigentlich nicht!“ entgegnete der Baronet; „bringt Ihr das Geld?“
 „Hier ist's, Sir; und hier ist die Schuldschreibung.“
 „Schuldschreibung?“ rief Sir Charles unangenehm überrascht.
 „Wenn Sie mir's nicht wieder geben, wird die Schuld auf andere Weise erledigt,“ sagte bescheiden John Barty.
 „Auch gut. Ich sehe schon, Ihr seid ein würdiger Banquier!“
 Der Alte verneigte sich tief und legte das Document dem Baronet zur Unterschrift vor. Dieser nahm hastig eine Feder, unterzeichnete rasch und empfing darauf das Geld zu nur sieben Procent — eine in der That bescheidene Forderung, wenn man das Geschäft des Verleihers und das Geldbedürfniß des Leihenden erwägt.
 „Und wie sieht es mit dem Platz auf dem Schiffe?“ fragte Sir Charles, das Geld in seiner Rocktasche verbergend.
 „Der würdige Captain Douglas segelt morgen mit Tagesanbruch; Gnade möchten noch diese Nacht an Bord kommen! Ist Alles bereit?“
 „Alles!“



Unterredung zwischen John Barty und Sir Charles Carlstone (Seite 239).

machen könnte, da sah ich den Corney Ragg, den Hallunken, die Strafe herunterkommen mit einem Reisefack in der Hand. Er war wie der Groom eines vornehmen Herrn ausstaffirt.“
 „Wer ist Corney Ragg?“
 „Der Mann, bei dem Dick Blunt wohnte, als wir ihn in der Nacht abholten.“
 „Weiter!“
 „Ei, Ragg, sag ich, woher denn so sein? Wohin soll's denn gehen?“
 „Wollt Ihr nicht plaudern?“ fragt er.
 „Wer plaudert wird gehangen,“ sag ich.
 „Nu, so wißt, Barty, 's ist richtig — ich geh' nach Amerika mit Mr. Andrew Carlstone, der seine Tochter wiederholen will, die ihm ein infamer Schurke, Sir Charles Carlstone geheissen, gestohlen hat.“
 „Tod und Teufel!“ rief der Baronet; „so weiß er Alles!“
 „So scheint's, Sir Charles,“ erwiderte der Mäkler kaltblütig.
 „Weiter!“ sprach Charles, „während Ihr redet, will ich meine Gedanken zu sammeln suchen.“
 Als Corney mir das erzählt hatte, kam ein Herr, zu dem ging Ragg hin, sie mieteten ein Boot und flogen an Bord eines Schiffes, das nach New-York segelte. — Das Schiff fuhr in der nämlichen Viertelstunde ab.
 „Furchtbar! Furchtbar!“ knirschte Sir Charles. „Wer kann mich verrathen haben? Doch — vielleicht weiß er nicht bestimmt wo? — Und dennoch — diese heimliche Reise nach Amerika, ohne mir ein Wort davon mitzutheilen...? Barty!“
 „Ja, Sir!“ erwiderte der Geizhals, demüthig die Rede des vornehmen Bisewitz erwartend, denn er ahnte, daß jetzt sein Geschäft angehe.

„Gut, Master Barty — Ihr sollt während meiner Abwesenheit das Haus verwalten. Nehmt Alles wohl in Acht. Aber jetzt geht und schafft das Geld her!“
 John Barty verneigte sich und verließ das Zimmer.
 „Hier muß ein Verath obwalten,“ sprach Sir Charles finster, „und doch bezahlte ich die Schurken so gut, daß sie wohl hätten schweigen sollen. Wenn er das Mädchen findet, ist Alles verloren; er muß wissen, daß es mein Werk war — und weiß er's, dann Adieu, ihr geträumten Schätze, sogar mein Jahr geld ist dann verloren. — Wenn ich nur vor ihm oder mit ihm zugleich in Amerika eintreffen und Hackett noch zu rechter Zeit sprechen könnte, so müßte es mit Zauberei zugehen, wenn ich die unglückliche Katastrophe nicht noch abwenden könnte.“
 Mit diesen Worten verließ er das Zimmer und begab sich zu Lady Carlstone, ihr in kurzen Worten seine beabsichtigte Reise nach Amerika mittheilend; eine Nachricht, welche die Dame zwar mit Erstaunen, doch ohne Bedauern empfing. Sie hatte auch in der That keinen Grund sich zu betrüben, daß ihr Gemahl ihr einige Wochen Freiheit ließ.
 Sir Charles brachte den Tag theils mit den nothwendigsten Abschiedsbesuchen, theils mit Vorbereitungen zur Reise hin, und erwartete Abends um 7 Uhr John Barty in seinem Zimmer. Der würdige Mann stellte sich pünktlich ein. Er war im Sonntagstaat, glatt rasirt, mit reiner Wäsche angezogen, und trug ein Bündel unter dem Arme.
 „Auf Ehre, John Barty,“ rief Sir Charles dem Wucherer entgegen,

„Kennt Lady Carlstone mein Amt in diesem Hause?“
 „Nein. Dieses Vergnügen habe ich ihr für den Augenblick der Trennung aufgespart, Master Barty. Sie wird ohne Zweifel einigen Trostes bedürfen.“
 Barty verzog sein Gesicht zu einem grinsenden Lachen und wollte soeben etwas erwidern, als Lady Carlstone eintrat.
 „Also, mein Lieber, so reisen Sie wirklich,“ sprach die Dame mit gezwungen bedauerndem Ton, ihre trockenen Augen mit dem Taschentuch roth reibend.
 „Ja, meine Liebe; es thut mir unendlich leid, aber das Geschäft, welches mich treibt, ist so gebieterisch, daß ich mich losreißen muß.“
 „Ach, Sie wissen am besten, Sir Charles, daß ich gar keine Frau bin, die sich auf Hausverwaltung versteht; ich habe darin nie was Nützliches geleistet.“
 „Sie hätten wohl Gelegenheit gehabt, darin etwas zu lernen, während der langen Reihe von Jahren, die Sie in Ihres Vaters Laden zubrachten.“
 „Sir Charles!“ sprach die Dame mit herausfordernder Miene und würdevoller Haltung, „was ist das für ein Laden, auf den Sie anspielen?“
 „Nun, doch jedenfalls der Kleiderladen des würdigen Alderman Pepper.“
 „Mein Vater,“ sagte die Gemahlin des Baronet, zu John Barty sich wendend, „war Banquier.“
 „Und Pantalon-Fabricant — hab selbst fast jede Woche ein Paar von ihm gekauft, damals als ich Ihnen den Hof machte — Madam, nur um einen Vorwand zu haben, Ihr Haus zu besuchen; aber die Zeit vergeht, Lady Carlstone, ich muß fort. Adieu, meine Liebe, machen Sie sich das Leben recht angenehm. Damit Ihnen das Haus nicht zu öde und

SWAIN & ARMSTRONG, SC.

die Zeit nicht zu lang wird, lasse ich Ihnen den ehrenwerthen Master Party hier. Er wird für Ihre Ausgaben sorgen während meiner Abwesenheit.

Mit diesen Worten und einer zärtlichen Umarmung verließ der Baronet das Zimmer.

„Sir Charles!“ rief der Wucherer ihm nach, „ich habe mich nicht verpflichtet, der Lady Carlstone auch nur einen Penny vorzutreiben.“

In Todesangst lief er dem Baronet nach, ohne sich Zeit zu nehmen, die zornigen Fragen der Lady zu beantworten. In seiner Besorgnis ließ er sogar die Schulverschreibung auf dem Tische liegen, und da Neugierde bekanntlich ein hervorragender Zug im Charakter des Weibes ist, so nahm auch Lady Carlstone das Papier, las es, faltete es lächelnd zusammen und steckte es in die Tasche. In demselben Augenblicke trat John Party athemlos ins Zimmer und sah zu seinem Schrecken, daß das wichtige Document verschwunden war.

„My Lady, My Lady,“ keuchte er, im Zimmer sich angstvoll umsehend.

„Was fehlt Ihnen denn, Mr. Party? sagen Sie, uns Himmelswillen...“

„Ein Stück Papier, ein — Document...“

„Es ist ganz sicher,“ antwortete Lady Carlstone mit sanftem Ton, „ganz sicher, und Mr. Party soll es wieder haben, wenn er sich gut beträgt. Ich kann's nicht dulden, daß Sir Charles sein Mobiliar um solch einen Spottpreis verschleudert, dazu bin ich zu sehr Geschäftsfrau.“

„My Lady, My Lady!“ rief der geängstigte Wucherer. — „Komm' schon, komm' schon, Sir Charles!“ und schoß mit diesen Worten zur Thür hinaus, dem ungeduldig wartenden Baronet nach, einen Blick der Wuth auf die Dame schleudernd, die ihm ruhig nachrief:

„Adieu, Mr. Party, es wird mir ein Vergnügen sein, mit Ihnen zu plaudern, wenn Sie zurückkommen.“

Sir Charles Carlstone, welcher sich einen falschen Namen beilegte, ging, von John Party begleitet, alsbald nach dem Hafen von Greenwich, und beide warteten in der Nähe des Strandes auf die Ankunft des Bootes.

Es war eine kalte, regnige Nacht, und die Schiffe auf dem Strom nur undeutlich erkennbar. Der Wind heulte und seufzte, ein schwerer Nebel erfüllte die Luft, und schwerlich würden abergläubische oder furchtsame Menschenkinder in dieser Nacht eine Reise anzutreten gewagt haben.

„Was ist es an der Zeit?“ fragte der Baronet, dessen Zähne vor innerm und äußerem Schauer aneinanderschlügen.

„Acht Uhr,“ antwortete der Geldmäkler.

„So muß das Boot gleich hier sein,“ sprach düster und leise Sir Charles.

„In einer Viertelstunde, Sir Charles!“

Der Baronet antwortete nicht; — plötzlich, nach längerem Schweigen, fragte er hastig seinen Begleiter: „Party, glaubt Ihr an Ahnungen?“

„Warum, Sir?“

„Antwortet!“

„Nein, Sir Charles, ich habe niemals einen Wink verspürt, wenn ich eine Schulverschreibung annahm,“ antwortete John Party ingrimig.

„Nicht?“ sprach trübinnig Sir Charles; „nun so hört mich an, und die Folge wird lehren, ob ich Recht habe. — Mir ist's, als werde ich England nie wiedersehen!“

„Warum, Sir Charles?“ fragte Party sehr überrascht.

„Mir ist, als säße, als fühlte ich über meinem Haupte die schwere schwarze Wolke des bedrückenden Vorgesühls, das ich nicht bannen kann. Mein Herz ist gänzlich muthlos; vielleicht thäte ich klüger, nicht nach Amerika zu gehen.“

„Sie haben noch Zeit genug, Ihren Entschluß zu ändern,“ sprach John Party gleichgültig.

„Und doch muß ich gehen,“ bemerkte der Baronet zögernd und leise.

„Sir Charles,“ entgegnete sein Begleiter ebenso, „ich sehe nicht ein, wozu ihre Reise nach Amerika nützen soll, wenn Sie nicht...“

„Wenn ich nicht...“

„Wenn Sie nicht Jemanden durch Todtschlag aus dem Wege schaffen.“

„Still, du eifertiger Thor! Wer spricht von Töbten?“

Es giebt noch andere Mittel, uns unsere Lasten abzuwickeln, als Mord.“

„Wenn Jemand zwischen ihnen und einem großen Vermögen steht, so muß dieser Jemand sterben, oder das Vermögen ist verloren für Sie,“ sprach Party trocken.

„Party,“ sprach Charles, „es liegt sehr in Eurem Interesse, ob ich Vermögen besitze oder nicht, denn Ihr habt mir große Summen vorgestreckt; und wenn meines Veters Vermögen und seine Besitzungen nicht mir zufallen, habt Ihr wenig Aussicht bezahlt zu werden. Was meint Ihr dazu. Soll ich reisen oder nicht?“

„Sir Charles,“ antwortete der Wucherer in großer Bewegung, „ich hätte nicht zu reden gewagt, wenn Sie mich nicht fragten; Sir Charles, Sie sind mir 19,000 Livres schuldig, und das Alles verliere ich, wenn Sie die Herrschaft und das Vermögen Ihres Veters nicht erben. Aber so wahr ich hier stehe, Sir Charles, so schwöre ich Ihnen, daß ich lieber keinen Penny von Allen haben will, wenn es Einen Tropfen Blut kostet!“

Der Mann sprach in großer Aufregung; man hörte und sah ihm an, welche Pein in dem Gedanken lag, eine so große Summe, die Frucht fünfzigjährigen Darbens und Mühens, zu verlieren; und doch überwand er diese Furcht vor dem Verlust und sprach fest und deutlich seinen Abscheu vor einem möglichen Morde durch diese lebhafteste Bekehrung aus.

„Party, wir haben Beide ein gewagtes Spiel gespielt; wir müssen abermals wagen oder untergehen!“

„Ich will nicht untergehen, ich kann nicht, Sir Charles; 's ist böse von Ihnen, nur so zu reden; aber kein Blut! Nur kein Blut!“

„Sie wird ohne Blutvergießen fortgebracht werden können.“

„Aber er hat Sie jetzt einmal aufs Korn genommen, Sir Charles,“ rief der Wucherer in ängstlicher Besorgnis.

„Was soll aus uns werden?“

„John Party!“ rief Sir Charles Carlstone, die Muthlosigkeit abschüttelnd, „was kommen wird, kann Niemand wissen, doch das verspreche ich Euch, wenn ich jemals nach

England zurückkehre, so bezahle ich Euch. Was ist das für ein Geräusch?“

„'s ist das Boot, Sir Charles! — Boot hierher! Zum Walter Raleigh!“

„Ganz recht!“ erwiderte eine tiefe, rauhe Seemannsstimme in der Nähe des Ufers; das Boot stieß nach wenigen Augenblicken ans Land, nahm das Gepäck des Baronets, das von fremden Paddnechten hineingetragen ward, an Bord, der Baronet schüttelte dem zurückbleibenden Party die Hand, und das Boot stieß vom Ufer, den Reisenden zum „Sir Walter Raleigh“ führend, welcher nach New York bestimmt war. Mit Tagesanbruch ging das Schiff unter Segel.

(Fortsetzung folgt.)

Stille der Nacht.

Stille der Nacht!
Wehmuth bereitest Du
Dem, der in weiter Ruh'
Einsam noch wacht.

Was ihm gebracht,
Freude und Schmerz, der Tag,
Alles ruft wieder wach
Stille der Nacht.

Aber wie saßt
Läßt Du vorüberzieh'n
Allen Schmerz, alles Müh'n,
Stille der Nacht.

Laß, bis es tagt,
Ruh'n mich in Deinem Schooß,
Traumwoll und schmerzlos,
Stille der Nacht!

J. Neumann.

Wie sonderbar.

Ihr seht den Mann und sprecht: wie sonderbar,
Er schiebt die Welt und schaut doch niemals trübe,
Er scheint so jung, als ob das weiße Haar
Mit rosen Wangen Schelmereien übe.

Er wandelt gern durchs Feld und sieht oft still
Und blicket oft zur Höhe selig heiter,
Wie einer, der zum Himmel steigen will
Auf einer langersehnten Jacobsleiter.

Zum Kirchhof hat er seinen Schritt gewandt,
Er läßt sich nieder auf bemoostem Grabe
Und zeichnet sinnend in den weißen Sand
Ein einfach Zeichen mit dem treuen Stabe.

Er scheint vom Spiele sonderbar erfrischt,
Er schaut aufs Kreuz, als wolle er erfassen
Den Namen, den die Jahre längst verwischt,
Und den der Regen längststens abgewaschen.

Und wie sich mählich niedersenk't der Tag,
Keht er nach Hause mit der Sternenhelle,
Doch Keiner weiß, was er dort treiben mag,
Denn Niemand außer ihm betritt die Schwelle.

Ihr seht den Mann und sprecht: wie sonderbar,
Er schiebt die Welt und schaut doch niemals trübe! —
So wisset denn, der Mann mit weißem Haar
Ist grad' so seltsam wie die alte Liebe.

J. Neumann.

Briefe.

Von Amely Bülte.

4. Häusliche Einrichtungen.

Wedford, im September.

Das einförmige Leben eines kleinen Landstädtchens möchte für Manche den Begriff der Langeweile in sich schließen; für mich aber bietet es immer noch so viel des Neuen, daß ich keine Zerstreungen vermisse. Man ist überaus freundlich und gütig gegen mich, und da ich höchst wahrscheinlich die erste Deutsche bin, die sich hierher verloren hat, so betrachtet man mich mit doppeltem Interesse, und alles, was ich sage und thue, hat eine Art Reiz, wie etwa für uns das Auftreten eines Chinesen oder Jrotesen.

Wir haben ein Pic-Nic mitgemacht, das mit einer Wasserfahrt begann und mit einem Tanze auf einer grünen Wiese endete. Wer hätte gedacht, daß man im ersten England so munter sei? Und wahrlich, es ist keine Kleinigkeit, auf dem ungleichen Terrain eines Angers zu hüpfen und springen; niemals wieder beneide ich den Franzosen um seinen sonntäglichen Tanz auf einer Pelouze. Niemals! Denn meine armen Füße konnten es in drei Tagen nicht verschmerzen, daß sie mich auf eine so ungewohnte Art in die Luft schnellen gemußt. — Wir kamen im Dämmerlichte nach Hause, jede Dame am Arme eines Herrn, mit dem sie, im Angesicht des aufsteigenden Mondes, der in herrlicher Pracht heraufzog, nach Neigung schwärmen mochte. Unsere Musiker spielten vor uns her, die armen müden Leute, und hielten unsern Schritt im Tacte; so kamen wir denn heiter und lachend zu Hause an.

Eine andere merkwürdige Begebenheit war die Ankunft einer vornehmen Dame, die den Geistlichen des Ortes be-

suchte, der ihr zu Ehren eine Gesellschaft gab. Mistress Smythe hat darum, mich mitbringen zu dürfen, und ich war froh, daß man es mir gestattete; denn ich hatte noch keine Milady gesehen und nur aus Bulwer's Pelham so etwas im Gedächtnisse von vornehmen Damen, die, um ihren Teint zu bewahren, in der Nacht rohes Kalbfleisch auf ihre Wangen packen. Ich machte mir also das Bild einer recht unnatürlichen Schönheit und war erstaunt, eine hübsche statliche Dame zu finden, die einfach prachtvoll in weißen Atlas gekleidet und sich in der steifen Gesellschaft langweilend, neben mir, der Fremden, am Clavier Platz nahm, damit ich ihr die Walzer von Strauß vorspiele. Gesellschaften sind sich überall auf Erden mehr oder minder gleich, es ist eine Mischung von Toiletten, eine Fabrik von Phrasen. Nur die Neuheit kann der Sache Reiz geben, und neu war mir hier alles, die Gesichter, die Sprache, die Toiletten, die Bewirthung; kurz, meine Neigung zu beobachten, fand hier ein weites Feld. Selbst die wundervoll gekleideten Diener, die auf silbernem Teller den Thee reichten, waren die heimlichen Gegenstände meines Augenmerkes. Wie stattlich, wie kräftig, wie selbstgewiß sahen sie aus! Man sah es ihrem ganzen Wesen an, daß sie in ihrer Stellung etwas waren. Die menschliche Gesellschaft ist darauf angewiesen, daß man sich gegenseitig er-gänze, und aus diesen Leistungen des Einen für den Andern entspringt das Wohl Aller. Steht jeder recht auf seinem Platze, leistet, was er sich zu leisten vorgelegt, mit seinem besten Willen — dann wird ihm auch Anerkennung nicht fehlen. Jede Arbeit hat ihren Werth, sobald sie wohlgethan ist.

Hier in England bewohnt jede Familie ein ganzes Haus; je nach der Größe desselben bestimmt sich die Zahl der dienenden Personen. Will ein Mädchen in einen Dienst treten, so sucht sie in ein großes Haus zu kommen, um dort von den erfahrenen Dienern angeleitet zu werden; denn die Dame vom Hause arbeitet ihr nicht mit den Händen vor, wie bei uns, sie befehlet, leitet, beaufsichtigt nur, und wacht, daß alles genau so geschehe, wie sie es angeordnet.

Will ein Mädchen sich der Küche widmen, so wird sie als Küchenmädchen unter eine Köchin gestellt, die erfahren ist und einen Lohn von 2 — 300 Thalern bekommt. Sie muß dann aufwaschen, scheuern, putzen; aber nur in der Küche, die unter der Erde, in einem Souterrain ist. Früh Morgens muß sie die Erde auf dem Platze sein. Sie zündet das Feuer an und bereitet alles zum Frühstück vor. Neben der Küche ist ein Zimmer, wo die obere Köchin mit den vornehmsten Dienern des Hauses frühstückt; die Küchenmagd aber bleibt in der Küche, wo sie ihren Thee mit Jenen trinkt, die, wie sie, im ersten Stadium ihrer Dienstzeit sind. Beim Mittagstische findet dieselbe Einrichtung statt, und erst am Abend, wo auch der Geringste von ihnen seine Arbeit so weit vollendet, um eine saubere Kleidung anlegen zu können, setzen sich alle zu einem gemeinsamen Mable nieder.

In England verschließt man keine Speisen. Die Köchin schaltet und waltet mit den Vorräthen und zeigt ihrer Herrin nur an, wenn dieselben aufgezehrt, damit neue Bestellungen gemacht werden. Sie erhält ihre Befehle; das Detail ist ihrem Ermessen überlassen. Die Frau vom Hause weiß aber sehr genau, wie viel sie brauchen sollte, und fordert genaue Rechenhaft von jedem Zwielf.

Die Diener bekommen ein Gewisses an Thee und Zucker monatlich; alles Andere erhalten sie nach Belieben. Sie haben auch die Erlaubniß Bier zu trinken, und jene, die keinen Geschmack daran finden, können eine Entschädigung an Geld fordern. Jeden Mittag erhalten sie Braten so viel sie wollen, jeden Abend Käse zu ihrem Butterbrod und Bier. Thee trinken sie zum Frühstück und am Nachmittag um fünf Uhr, wobei sie in höchster Gemüthlichkeit an einem Tische Platz nehmen. Selbst in einem Haushalte, wo eine einzige Magd Allem vorsteht, wird sie nicht unterlassen, in ihrer Küche aufzuräumen, den Küchentisch mit einem weißen Tuche zu bedecken, darauf Butter und Weißbrod zu stellen und dann erst sich setzen und ihr Frühstück beginnen. Ein gewisser Geschmack, ja Schönheitsfimmel möchte ich es nennen, hat sich in dem Bezug durch alle Klassen verbreitet.

In einem englischen Schlafzimmer ist nichts verschlossen, die Wäschschränke sind offen, und Fuß und Schauder bleibt jeder Besichtigung frei. Aber keine unberufene Hand rührt etwas an, keine Neugierde wagt sich an diese Dinge, keine Lust am Besitze gewinnt hier den Sieg über das Recht des Eigenthümers. Die dienende Klasse respectirt sich zu sehr, um den kleinsten Schritt vom Wege des Rechtes abzugehen.

Dafür wird sie aber auch wieder respectirt. Von einem Befehle ist hier kaum die Rede. Jedem werden die Pflichten seines Postens genau angegeben, sobald er in einen Dienst tritt. Das reicht hin. Er wird seinen Geschäften pünktlich nachkommen, und die Besitzer des Hauses scheinen sich um nichts zu bekümmern, so ganz wie von selbst geschieht hier alles. Trünnern, Schelten, fetes Nachsehen, ob dies oder jenes auch vollbracht sei, findet man nicht. Hat der Diener oder die Dienerin eine Pflicht nicht erfüllt, so wird es gerügt, mit der Bemerkung, daß man in wieder vorkommenden Fälle den Posten durch Jemand besetzen werde, der gewissenhafter sei; das hilft, oder es hilft nicht, gleich viel; doch bleibt es ein unumstößliches Wort. Jeder ist nun einmal verantwortlich für sein Thun, das Amt, das er übernommen, muß er allein versehen, damit ihm allein auch die Ehre bleibe.

Bei uns in Deutschland heißt es immer: man dürfe Niemand in Versuchung führen, darum auch kein Geld liegen lassen etc., und ebenso hält man Mäscherei für etwas, das sicher geschieht, die Hausfrau wagt nicht einmal die Speisen von ihrem Tische tragen zu lassen, ohne daß ihr Auge den Schül-feln folgt, so wenig sicher ist sie vor einem Angriff derselben. Welch eine Verleidiung der Menschenwürde liegt in diesem Mißtrauen!

Wenn ich von einer Person erwarte, daß sie mir, so wie ich den Rücken wende, ein Stück Zucker stehle, so stelle ich sie nicht höher, wie den Hund und die Kage, die aus meinem Milchtopf leckt. Was aber in aller Beziehung des Lebens nothwendig ist, gleich viel in welchem Verhältnisse die Personen zu einander stehen, daß ist doch die Achtung, das gegenseitige Erkennen des Verdienstes, die Ueberzeugung von dem rechtlichaffenen Wollen und Thun, worauf sich aller Menschenwerth gründet.

Bei uns im Hause werden nur zwei Dienerinnen gehalten. Der ruhig geordnete Gang des Hauswesens macht es

möglich, daß diese alle Arbeit verrichten können, und daß es nirgends fehlt, nirgends eine Lücke eintritt. Da die ganze Wäsche im Hause besorgt wird, so will das viel sagen, besonders bei der Masse seiner Sachen, die die Damen hier tragen. Die Wäscher vom Hause sind dabei nie behilflich, das liegt außerhalb ihrer Sphäre, und ich sehe hier den Beweis, wie ganz unnötig die Geschäftigkeit unserer deutschen Frauen ist, die so leicht über dem Unwichtigen das Wichtigere vergessen, und gar zu gerne, statt mit dem Kopfe, mit Händen und Füßen arbeiten. Die richtige Eintheilung, das vernünftige Anordnen, das Neberlegen und dann Ausführen, fördern weit mehr als alles eigene Eingreifen.

Sehr viel zur Erleichterung des Hauswesens trägt auch die einfache Bereitung der Speisen bei. Das Sprichwort: „Sage mir mit wem Du umgehst, und ich will Dir sagen wer Du bist,“ findet überall seine Geltung, weil es auf einer tiefgehenden psychologischen Wahrheit beruht. Ebenso möchte man sagen: „Nenne mir Deine Speisen, und ich will Dich daraus erkennen;“ so gewiß gehört die Küche eines Volkes seiner Bildung und seinem Wesen an. Ein Sohn des nebeligen Albion wird stets, wohin er seine Schritte auch lenke, darauf bedacht sein, daß er sich angemessen nähre. Der Wohlgeschmack einer Speise wird ihn nie bestechen, sobald sie keinen Nahrungstoff bietet; denn er ist sich bewußt, daß der physische Mensch der Träger des geistigen, und wird darum den Boden, auf dem er fußt, sicher zu halten suchen.

Das Klima ist in jedem Volke in gewissem Sinne die Begründerin der Küche. Die schwere Luft Englands heißt eine Lebensweise, die den Bewohner des Continents befremdet. Man ist gewissermaßen darauf angewiesen zu essen, um zu leben. Vermuth und Erfahrung sind die Lehmeister gewesen zu diesem Küchenzettel, und die Bemerkung, was gesund und was nicht gesund sei, hört man bei allen Mahlzeiten. Selbst die Wissenschaft hat die Küche sich dienstbar gemacht. Sie half nicht allein eine Spinnmaschine erfinden, Pferde dialektisch vervollkommen, den Menschen an Schönheit der ursprünglichen kaukasischen Race näher bringen: sie lehrte auch der Eier entbehren, eine Bisquit-Lortie mit Soda lockern und andere Spitzfindigkeiten der Art, die für die Rechnungsbücher einer Hausfrau Gewinn sind.

Die Engländer sind durchaus praktisch, sie thun nicht gerne etwas, ohne das volle Bewußtsein des Nützlichen oder Unnützlichen. Sehen sie sich zu Tische, so handelt es sich damit um ihre Existenz, um „sein oder nicht sein“; und sie beginnen ihr Werk mit einem Gebete, das den Segen der Gottheit herabrufft. Nur dreimal täglich wird gespeist; denn je schwerer das Klima, je träger die Verdauung. Der Engländer steht nie früh auf. Das Morgenroth hat für ihn kein Gold im Munde. Entschlüsselt er spät seiner harten Matratze, so steht sein kaltes Bad bereit, daneben hängen seine Marterinstrumente, ein hässlicher Handschuh, ein rauhes Handtuch, um sich nach dem Bade damit abzureiben, bis er einem gekochten Krebse gleicht. Denn legt er die schneeige Wäsche an und steigt würdevoll die Treppe hinunter in das Speisezimmer, wo er, hinter einem ungeheuren Zeitungsblatte versteckt, den heißen gebratenen Speck in Mostschid getaucht verschlingt. Eier und Speck sind beim Frühstück des Engländers Lieblingsgerichte, grade wie bei dem Chinesen, der von diesen Speisen, nebst Reis, existirt. Und da beide dem Gehirn Nahrung zuführen, so hat er allerdings einen Vorzug vor den Kaffeetrinkenden Geschöpfen, die nur ihre Embildungskraft füttern. — Gleich nach dem Frühstück geht er in die frische Luft hinaus, und wäre es auch nur um eine Cigarre zu rauchen, deren Duft in den Zimmern verpöht ist.

Zu seinem Mittagmahl bedarf der Engländer keiner Suppe, aber Fleisch, stets frisches Fleisch. Suppe ist in England ein Luxus; denn man ist hier sehr stark, so wie überhaupt alles kräftig sein muß; das Fleisch, wovon man sie bereitet, wird nicht gekostet, weil es keinen Nahrungstoff mehr enthält. Ein Hauskath, der den Luxus ausschließt, gestattet daher keine Suppe. Gekochtes Fleisch ist man nur stowed, d. h. gegünst, und ein großes Stück Rindfleisch, auf dieselbe zubereitet, ist ein Lieblingsgericht der Engländer. Fleisch und Gemüse werden beide ohne Zuthat von Butter bereitet — ganz nach mosaischem Geseze. Aber das Fleisch ist so vortrefflich, und die Gemüse sind so schön gezogen, daß beide der Zuthat entbehren. Ein Beefsteak schwimmt in seinem eigenen Blute, ein Cotelet von Hammelfleisch ist gleichfalls an natural geröstet, und daneben ist grade dies eine Speise, für die der Engländer schwärmt. Alle Braten werden an der hellen Flamme bereitet, sie drehen sich lustig an einem Spieße, und das heruntertröpfelnde Fett nimmt eine unten stehende Bratenpfanne auf. Das Gemüse kocht indessen am Feuer fort, sei es nun ein Blumenkohl, so groß wie ein Menschenkopf, oder eine Kartoffel, so schwer wie ein Pfund, und jedes erscheint unverändert in seiner riesigen Schönheit auf der Tafel. Die Köchin wird durch solche Speisen nicht sehr in Anspruch genommen. Der Pudding wird in einem kleinen Hausballe stets beim Bäcker gebacken, der ihn zu holen kommt und auch ihn wiederbringt. Wehlspeisen werden jeden Tag gegeben, weil sie Nahrungstoffe enthalten, die dem Körper unentbehrlich sind; darum giebt man auch noch kleinen Kindern nach ihrem Fleische wenigstens etwas Reis zu essen, entweder mit Obst gemischt, oder mit Milch.

Es ist bekannt, wie kräftig und blühend das englische Volk aussieht, und der Teint der Engländerinnen genießt eines europäischen Rufes. Dabei wissen sie nichts von Schönheitswassern und sonstigen Verfeinerungen, mit denen wir uns plagen, ja, man möchte sagen, daß sie gar keine Rücksicht darauf nehmen, ihn zu bewahren. Er ist nun einmal wie von selbst da. — Oder wäre er doch wohl nicht so ganz von selbst? — Ich sehe wenigstens, daß sie einiges anders machen, wie es bei uns gebräuchlich. Erstens gebrauchen sie sehr viel Seife, und zwar die allergewöhnlichste Wafschseife, die mit nichts verfeßt ist, diese reiben sie auf ein Stückchen rauhen Flannels, und nun fahren sie damit über Gesicht und Hals, daß es so recht schäumt, ja reiben darauf herum, als gelte es einem Küchentische die rechte Weise zu geben. Sie sehen dann aber auch äußerlich rein und man möchte sagen, frisch duftend aus, wenn sie nach solcher Taufe in das Frühstückszimmer treten. Ich vergesse aber zu sagen, daß sie so schnell mit ihrer Wäsche nicht fertig sind, wie ich es angedeutet, denn sie fahren damit fort, bis auch kein Stückchen ihres Körpers, bis auf die kleine Zehe hin, übrig bleibt. Dann erst ruhen sie von dieser gewissenhaft erfüllten Arbeit.

Außerdem noch legen sie sich nie zu Bette, ohne Gesicht und Hände gewaschen zu haben, und werden von frühster Kindheit so daran gewöhnt, ihre Nachtoilette zierlich und sauber zu machen, ihr Haar zu lösen und wieder zu ordnen, daß sie gewiß nicht schlafen würden, wenn es umgekehrt bliebe. Einen unreinen Teint, Blüten im Gesichte, kennt man hier nicht. Sie sind die Folge schlechter Ernährung, und während man sie durch Enthaltbarkeit fortzuschaffen sucht, sollte man ein Fleischstück und ein Glas Wein versuchen, danach würden sie sich schon versiedeln. Die häufige Klage unserer jungen Mädchen über Magenkrampf habe ich hier noch von keiner Seite vernommen. Man scheint das Uebel gar nicht zu kennen. — Kein Wunder, denn man ist keinen Kuchen! — Bei gesunder Nahrung, einem kalten Bade, einem weiten Srogazgang, würden auch unsre jungen Mädchen sich wohl befinden und vielleicht den Britinnen nichts nachgeben an Schönheit des Teints und an gesunden Zähnen. [2971]

Der Milchzahn.

1.

„Wo zum Teufel führen Sie mich denn hin?“ fragte ich meinen neuen Freund Berger, welcher plötzlich von der Straße ablenkte und einen Feldweg einschlug.

„Sie werden schon sehen,“ war seine kurze Antwort, während der er sein munteres graues Pferdchen tüchtig zur Eile antrieb.

Ich kannte Herrn Berger erst seit einigen Tagen; wir hatten uns in Gesellschaften kennen gelernt, und sein freies, offenes Wesen fesselte mich augenblicklich. Wahrscheinlich machte ich auf ihn denselben Eindruck, denn nach Verlauf einer Woche waren wir, was sonst in reiferen Jahren selten so rasch sich findet, die besten Freunde.

So hatte ich auch heut früh nichts einzuwenden, da er zu mir kam, mich weckte und mir zurief: „Hurtig, stehen Sie auf und fahren Sie mit mir aufs Land.“ In vollem Vertrauen auf einen vergnügten Tag setzte ich mich alsbald zu ihm in den Wagen, ließ mich führen, wohin er wollte, und fügte mich sogar drein, als er auf eine mir unbekanntes Feldstraße lenkte, die anfänglich nichts Anspredendes bot.

Bald jedoch veränderte sich der Weg zu solcher Schönheit, als führe er zu der Pforte des Paradieses; sammelte man's Plätze schimmerten, mit Tausenden von Feldblumen geschmückt, auf dem glühenden Sande der Straße, die zu beiden Seiten von grünen Anhöhen begrenzt ward, mit hohen schattigen Bäumen gekrönt, deren Aeste über die Straße hinweg sich die Hände reichten und einen fühlenden Dom bildeten.

Unsere höchsten Eichen im Wagen hatten wir es zu verdanken, daß zwischen den Stämmen der Bäume hindurch sich dem Auge die reizendsten ländlichen Bilder darboten. Freundschaftliche Büden und Meierhöfe auf dem Hintergrunde frühlingsgrüner Bäume und des wolkenlosen Himmels, belebte Weidenpläze, blühende Obstgärten und zuweilen, wenn die sich senkenden Anhöhen einen tieferen Blick gestatteten, der breite blaue Spiegel des Flusses.

Es war ein Frühlingmorgen. Die ganze Natur lächelte in der Sonne eines zweifachen Aufstehens, des Aufstehens nach dem Schlafe der Nacht und des Aufstehens nach dem Schlafe des Winters. In den Hecken leuchtete die Dornblüthe, singt der Vogel, im Grase öffnet das Gänseblümchen den röhlichen Kelch, kimmert der Käfer wie eine lebende Blume; von den Aepfelbäumen fällt Blüthenschnee, in den geöffneten Fenstern spielt der Wind mit den wehenden Vorhängen. Thiere und Menschen, Vögel und Insekten, Alles ist schon draußen, tummelt sich und arbeitet. Die großen rothen Dachsen dort haben soeben ihr erstes Frühstück beendet und sehen mit der Ruhe der Sättigung, während das fette Gras ihnen noch um die Mäuler hängt, uns vorüberfahren. Weiterhin bieten die schönen gestakten Röhre ihre Guter gutwillig der Wellerin, während die Hammel und Schafe sich gemächlich ihre Nahrung suchen. Die Pferde und Küllen genießen in rasenden Sprüngen und Capriolen ihre momentane Freiheit, und der Hesel streckt, in wonnigem Behagen auf dem Rücken sich wälzend, die vier Hufe in die Luft und schreit sein jauchzendes Ya. In jedem Gehöfte soljirt der Sultan Hahn inmitten seines gestederten Harems, und das Rohr im Flusse singt seine alte monotone Weise.

Unser Wagen rollte indessen vorwärts, begrüßt von jedem Bauer, der mit Spaten oder Sense zur Feldarbeit ging, von allen Bäuerinnen, die, hoch aufgeschürzt, munter plaudernd nach der Stadt zu Markte eilten. Ueberall Ausgelassenheit und Freude, überall Geseang und Sonnenlicht.

„Da sind wir!“ rief auf einmal Herr Berger, vor einer reizenden schloßartigen Villa haltend.

„Bei wem sind wir hier?“ fragte ich angenehm überrascht.

„Bei einem meiner ältesten Freunde, bei dem Rentier Braun. — Treten Sie nur näher; hier ist des lieben Gottes Haus!“

Auch diesmal ließ ich mich nicht bitten. Kaum hatten wir einige Schritte in den Garten gethan, als der Besitzer dieses beneidenswerthen Ortes uns entgegenkam, in freudiger Eile über die Beete springend.

Er hatte eine der ehrlichen, guten Physiognomien, welche man beim ersten Blicke liebgewinnt, und dennoch war er ganz das Gegentheil seines Freundes Berger. Dieser war groß, mager, mit etwas satyrischem Gesichtsausdruck, und Haaren, die, ehemals schwarz, stark grau zu schillern begannen. Sein Freund hingegen war blond, ganz und durchaus blond, hatte schöne blaue Augen, einen zarten, lebhaft gefärbten Teint und eine heitere, gastfreundliche Miene.

„Wo bleibt der Bräutigam?“ fragte Herr Braun mit Lebhaftigkeit noch vor der Begrüßung.

„Er wird etwas später nachkommen,“ erwiderte Berger, dieses Gespräch abbrechend und mich seinem Freunde vorstellend.

Nachdem die Bekanntschaft gemacht, wandte Berger sich mit der Frage an Braun: „Wo hast Du Deine Tochter?“ „Ei, der Tausend, da bist Du ja schon, Tinkchen!“ rief statt der Antwort der Gefragte.

Natürlich folgte unser Blick der Richtung des seinigen, und die reizendste Erscheinung stellte sich uns dar — ein junges Mädchen von höchstens 17 Jahren, blond, rosig, frisch, leicht und anmuthig, eine wahre Feengestalt.

Und doch trug der Zauber der Toilette nichts zu dieser Lieblichkeit bei, denn wir überraschten sie, so zu sagen, noch im Nachkleiden, da sie eben erst ihrem jungfräulichen Lager entstiegen. In ungeduldiger Hast, den Morgen zu genießen, hatte sie nur schnell einen einfachen indischen Peignoir übergezogen; Pantoffeln, sicher für Aschenbrödel's Fuß nicht zu groß, ließen das rosige nackte Füßchen fast ganz frei, und auf ihrer Schulter schaukelte sich in feis bewegten Wellen das üppige blonde Haar. — Doch ja — sie hatte auch einen Schmuck, einen Kranz nämlich aus behauten Fliederblüthen, den sie soeben beendigt und sich aufs Haupt gesetzt.

„Aber Kind“, rief Herr Braun, „schämst Du Dich nicht, Dich so sehen zu lassen, zumal heut, an Deinem Hochzeits-tage . . .?“

„Verzeihung, Vater!“ schmeichelte das liebe Geschöpf mit dem reizendsten Gröthchen, „ich werde gleich gehen und mir mein weißes Kleid anziehen;“ und sichtlich wie der Zephyr, einen Schweiß von Duft nachziehend wie der Komet einen Lichtschweif, eilte sie an uns vorüber ins Haus.

Herr Braun wollte seine Tochter entschuldigen.

„Schweig doch,“ unterbrach ihn Berger; „wir danken ihr, daß sie sich uns ohne Toilette gezeigt hat. Mich alten Knaben hat sie wenigstens 20 Jahre jünger gemacht, der Anblick war die Quintessenz aller Herrlichkeiten dieses Tages, denn Deine Tochter ist der personifizierte Maimorgen.“

Der glückliche Vater antwortete nur durch ein stolzes Lächeln, und führte uns ins Haus, um uns Cigarren und Madeira vorzusetzen.

„Hier giebt es also heut Hochzeit?“ fragte ich meinen Freund.

„Freitlich, und eine frühliche Hochzeit soll's werden, das versichere ich Sie.“

„Ich glaube es wohl, wenn das reizende Kind die Braut ist.“

„Sie ist's.“

„Und wen heirathet sie?“

„Das werden Sie später sehen.“

„Auch gut — aber ich sage Ihnen, der Bräutigam wird mir schwerlich genügen, denn es muß schon ein Kleinod von Mann sein, um einen solchen Schatz zu verdienen.“

„Er verdient ihn — glauben Sie mir.“

„Also eine Heirath aus Neigung?“

„Aus Neigung im schönsten, tiefsten Sinne.“

„Um so besser. — Lieben sie sich schon lange?“

„O, sehr lange, wenigstens 15 Jahre!“

„Zwanzehn Jahre? — aber —“

„Sie geben also nichts auf Kinderliebe?“

„Ich habe zwar Paul und Virginie gelesen, indessen —“

„Darf ich Ihnen ein vergeßnes Kapitel daraus erzählen? vielleicht ist es nicht so schön als die andern, doch bis das Frühstück kommt . . .“

„Ich bin ganz Ohr.“

Und Berger begann, da Herr Braun einige Augenblicke hinaus gegangen, bei feurigem Madeira und dampfender Cigarre zu erzählen:

2.

Wie Sie mich hier sehen, lieber Freund, habe ich einen Sohn; ihn ein Langes und Breites zu loben, erlaubt meine väterliche Beschidenheit nicht, so mag es dem genügen, wenn ich Ihnen sage, daß mein Julius von Kindheit an ein charmanter kleiner Junge war.

Früher war ich noch nicht reich, sondern arbeitete nur tüchtig, es zu werden. Ich wohnte in dem Geschäftsviertel von B., und mein armer kleiner Wirtsfang hatte kleine grünen Wiesen und weiten Felder, um sich auszutoben, wie seine kleinen Brüder heut haben könnten, wenn er welche hätte.

Julius Berger war aber demohnachtet ein munterer Junge, lief Tag für Tag in den langen Corridoren, in den großen Magazinen, zwischen den Waarenballen umher. Auch viele Freunde hatte er, besonders aber eine Freundin.

Das war die Tochter eines Geschäftsfreundes, der mit mir in einem Hause wohnte. Natürlicherweise wuchsen diese Kinder zusammen auf. Als Valentine anfang zu laufen, war Julius schon ein berber Junge, der fest auf seinen Füßen stand; und so beschäftigte und führte er die kleine Nachbarin; sie lachten, weinten, spielten gemeinschaftlich, sie waren immer bei einander. Hörte man Valentinen fröhlich lachen, so konnte man gewiß sein, daß Julius mit seinem schallenden Gelächter hinterdrein kam, und sah man Abends bei den Spaziergängen am Canal Julius' schwarzes Haar stiegen, so flatterten jedenfalls Tinkchens blonde Locken daneben oder hinterdrein.

Sie sprachen von Paul und Virginie; alle Leute in unserer Gegend gaben den zwei Kindern diese Namen, alle Leute kannten und liebten sie. Ich muß auch wirklich gesehen — alle Wetter! es waren hübsche Kinder, hübsch von Gesicht, hübsch von Manieren, hübsch im Plaudern, und ein Wunder war's nicht, wenn die kleinen Inseparablen Aufsehen erregten. Die Jahre vergingen, Valentine war sechs, Julius acht Jahre alt. Das kleine Fräulein geberdete sich schon recht damenhaft, und der junge Herr fing an galant zu werden. Lachen Sie nicht, Freund, so rein, so unschuldig, so engelhaft die Liebe der Kinder auch sein mochte, so war es doch schon Liebe.

Zu dieser Zeit fand in unserer Bekanntschaft eine Hochzeit statt, und wir mit Julius waren auch dabei. Zufällig sah er, wie der Bräutigam seiner Braut Geschenke überreichte.

„Wenn man eine Dame liebt und will ihr Mann werden, macht man ihr da Geschenke?“ fragte er eifrig einen der Anstehenden.

„Ja wohl, das ist so die Sitte,“ hatte Jemand die Güte zu antworten.

„Sol!“ sprach Julius nachdenklich.

„Wah!, Du Schlingel, rief ich ihm zu, und schickte ihn mit ein paar freundlichen Backenstreichen ans andere Ende des Saales.“

Julius verharrete dort in tiefem Nachdenken und schaute nur manchmal verstohlen zu Valentinen hinüber, die nicht fern stand.

Valentine hatte zur Zeit eine wunderliche Puppe, Namens Miß Rosalie.

Miß Rosalie besaß eine vollständige Garderobe, nur der Hut fehlte ihr.

Schon oft hatte Valentine ihre Mutter um einen Hut für die Puppe gebeten — sie wünschte sich diesen Hut so sehr, und noch immer bat sie vergebens.

Noch Abends zuvor hatte sie zu Julius gesagt: „Ach, ich bin recht unglücklich; Mama schenkt mir durchaus keinen Hut für Miß Rosalie, und ich weiß, ich kann nicht mehr fröhlich sein, wenn ich den Hut nicht bekomme.“

Indem sie ihrem kleinen Freunde diese Mittheilung machte, standen die Thränen in ihren blauen Augen und ihr ganzes rosiges Gesichtchen sah so verzweifelt aus, und ihr zarter Esenkörper zitterte vor Schmerz, Ungeduld und Mitleid mit sich selbst.

Daran dachte Julius, als er am Ende des Saales stand. Pöblich schlug er sich vor die Stirn, wie von einem leuchtenden Gedanken erfaßt, und verschwand augenblicklich.

Zu der Nähe wohnte eine Puppenmacherin, welche unsern Damen ihren Modenbedarf lieferte.

Zu dieser trat Julius athemlos in den Laden und fragte: „Fräulein, machen Sie auch Puppenhüte?“

„O ja, mein junger Freund,“ antwortete etwas überrascht die Modistin.

„Was nehmen Sie wohl für einen Hut, der so groß ist, daß er einer recht großen Puppe paßt?“

„Das hängt von der Kostbarkeit des Stoffes ab.“

„Er soll sehr schön, sehr reich und ganz nach der Mode sein. Was kostet er da?“

„Gewöhnlich bekomme ich dafür 1 1/2 Thaler,“ sagte die Puppenmacherin, die sich an der wichtigen Miene ihres neuen Kunden sehr ergötzte, „aber für Sie, Herr Julius, wird er nicht mehr als 20 Sgr. kosten.“

„Zwanzig Groschen?“

„Ja.“

„Ach — nun warten Sie — ich komme wieder.“

Mit diesen Worten eilte der Knabe, ritterlich grüßend, zum Laden hinaus und nach Hause in seine Stube.

Die Sparbüchse stand dort.

Um rascher zum Ziele zu kommen, brach Julius sie auf und zählte den Inhalt. — O Unglück — sie enthielt nur 12 Groschen.

Der arme Junge stand niedergeschmettert. — Er befaß sich einige Augenblicke, nahm dann seinen Muth zusammen und stürzte zum Hause hinaus, abermals in den Laden der Modistin.

„Fräulein, können Sie mir den Hut für 12 Groschen machen? Ich habe nicht mehr.“ — Ein so heißes Flehen lag in dem Blick, womit er die Frage begleitete, daß ein Tigerberg hätte erbarmen müssen; aber die Modistin fing an Geschmach an dem Spatz zu finden, und wollte sich scheinbar noch ein wenig weigern.

„Unmöglich,“ sprach sie mit dem ernsthaftesten Gesichte von der Welt, „bei dem Preise mache ich schon 10 Groschen Schaden. Billiger kann ich den Hut nicht liefern.“

„Also 20 Groschen?“

„Nicht einen weniger.“

„Ach,“ und der arme Junge schickte mit schwerem Herzen sich zum Fortgehen an. Doch plötzlich hält er inne, sein Auge leuchtet, sein Mund lächelt, eine grobhartige glückliche Idee fliegt durch seinen Kindesgeist. — Ja, ja, so geht's, so muß es gehen — sprach seine erregte Miene. Zugleich wandte er sich zurück zur Modistin und fragte mit Würde:

„Wann kann der Hut fertig sein?“

„Nächsten Sonntag.“

„Gut, so machen Sie sich an die Arbeit, und — daß der Hut ja recht schön wird, hören Sie! Nächsten Sonntag früh bringe ich Ihnen die 20 Groschen,“ und mit dem Stolze eines Eroberers entfernte sich der Junge.

Das geschah am Mittwoch; an den beiden nächsten Tagen schlich Julius immer um mich herum, als wolle er mich etwas fragen und könne nur nicht den Muth dazu finden.

Nun glauben Sie vielleicht, er hätte mich um die 8 Groschen bitten wollen, die ihm noch fehlten; ich hätte sie ihm jedenfalls gegeben; aber daran dachte mein Julius nicht. Er wollte nur ein Geschenk geben, das von ihm allein kam, das er errungen, selbst erworben hatte, sei es auch mit Opfern und Schmerzen.

Mein armer Schlingel hatte sich die Sache so ausgedacht: Jedesmal nämlich, wenn ein Milchjahn zu wackeln anfing, gab ich ihm einen halben Thaler, wenn er ihn sich ausziehen ließ. Inmitten wachsen die neuen Zähne besser, wenn die alten entfernt sind, und diese Prämie zum Besten gesunder Zähne erprobte in unserer Familie schon seit undenklichen Zeiten, wie aus den Archiven nöthigenfalls erwiesen werden könnte.

Schon einige Mal hatte dieses kleine Zaubrama zwischen meinem Sohne und mir gespielt; es gehörte Muth dazu von beiden Seiten. Ich war endlich so weit gekommen, die Operation ohne Zagen vorzunehmen, doch Julius konnte trotz der Prämie nur erst nach langem Sträuben dazu gebracht werden.

Wie erstaunte ich also, da am Sonnabend Abend mein Julius stracks auf mich zukam und zu mir sagte:

„Vater, mir wackelt ein Zahn; er muß gleich ausgezogen werden.“

Ich wollte mich von der Nothwendigkeit überzeugen, doch der bezeichnete Zahn rührte sich kaum unter meinem Finger.

Damit hat's keine Eile, sagte ich, der Zahn kann noch stehen.

„Nein,“ rief das Kind heftig und mit dem Ausdruck der Entschlossenheit; „heut Abend hab ich gerade Muth, später fürchte ich mich vielleicht. Der Zahn wackelt, Du kannst mir's glauben, Vater, er wackelt sehr — bitte, bitte, zieh ihn mir aus, schnell, gleich!“

Er saß auf meinen Knien und bat und schmeichelte, er nahm meine Heftershand, der tapfere Junge, und führte sie selbst in seinen Mund — kurz, das Ende von der Sache ist, daß ich nachgab und den Zahn auszog.

Der Patient zuckte nicht, er that keinen noch so leisen Schrei, sondern sein Gesicht ward nur sehr blaß, und während ein schmerzliches Zucken rasch über seine Züge flog, hörte ich ihn ganz leise murmeln:

„Es ist für Valentine.“

„Was sagst Du da?“ fragte ich erstaunt.

„Nichts, Vater, nichts. Jetzt gib mir meinen halben Thaler, sei so gütig;“ und der heroische kleine Mensch hielt die Hand hin.

Wie hätte ich ihn von Herzen geküßt und gedrückt, wenn ich sein Geheimniß gewußt; doch das erfuhr ich erst später, als meine Frau einmal zufällig zu ihrer Puppenmacherin ging, und so ward denn die Erscheinung des Hutes am nächsten Morgen für uns durchaus kein Quell der Nührung, da wir nicht ahnten, daß Julius dafür gelitten und geblutet.

Valentine aber strahlte vor Glück und Wonne, da ihre Miß Rosalie einen so prächtvollen Hut besaß.

Und Julius — nun Sie können denken, wie stolz, wie glücklich der war. Die Freude seiner kleinen Freundin war ja sein Werk; er hatte sie ja mit seinem Blute bezahlt.

Sagen Sie nicht auch, mein Freund, daß diese Kinder für einander bestimmt sein mußten? War das nicht Liebe?

3.

Der gute Vater Berger blickte, nachdem er seine Erzählung beendet, mit feuchten Augen mich an, eine Antwort erwartend.

„Erst das Ende von der Geschichte!“ sagte ich unbarmherzig, „nachher wollen wir urtheilen.“

Statt der Antwort führte Herr Berger mit triumphirendem Lächeln mich in das nächste Zimmer und hieß ein zu den Hochzeitsgeschenken des Fräulein Braun gehriges Schmuckkästchen mich öffnen.

Das Kästchen enthielt einen Puppenhut und einen Ring, dessen Stein fast ausah wie ein kleiner etwas matter Opal.

„Das ist der Milchjahn — das der schöne Hut der Miß Rosalie,“ scherzte Berger.

In diesem Augenblicke erschien auch Valentine, in ihrer weißen Brauttoilette nicht minder reizend, als im Morgennegligé.

„Das ist die kleine Valentine,“ fügte er hinzu, „und dort,“ meinen Kopf nach dem Fenster kehrend, an dem saßen ein junger schöner Marineoffizier vorüberrittend, „dort ist mein Sohn Julius.“

„Berger,“ sagte ich endlich bestigt, „Sie haben Recht: Die Pauls und die Virginien sind noch nicht ausgestorben. Und dieser Milchjahn ist ein kostbarer Talisman, der dem jungen Paare Glück bringen muß.“

[2969]

Gesellschaftsspiel.

Schmetterling.

Dieses Spiel, zu dessen Ausführung Herren und Damen gehören, kann durch seine Galanterie von Seiten der Ersteren und pikante Antworten der Letzteren eine Gesellschaft auf das Angenehmste unterhalten.

Die Herren geben sich Insekten-Namen, wie z. B. Schmetterling (der unvermeidliche, nach dem das Spiel heißt) und welcher den Reigen also von Rechts wegen eröffnen muß), Hummel, Ameise, Fliege u. s. w.

Die Damen wählen Blumenamen, als: Rose, Nelke, Narzisse, Veilchen, Dornblüthe u. s. w.

Sind nun alle Mitglieder der Gesellschaft mit Namen versehen und dieselben zur allgemeinen Kenntniß gebracht, so handelt es sich darum, die Namen im Gedächtniß zu behalten, keinen auszusprechen, der nicht von Einem der Anwesenden angenommen ward, und das Wort zu ergreifen, sobald der Name, den man selbst trägt, genannt wird, obgleich es Regel des Spiels ist für den jedesmaligen Sprecher, die Person, deren angenommenen Namen er ausspricht, nicht zu fixiren, sondern die Augen nach einer andern Seite zu wenden.

Wer einen nicht existirenden Namen nennt, zur Unzeit oder verspätet antwortet, muß ein Pfand geben.

Einige Beispiele werden die Art der Fragen und Antworten, oder eigentlich die fortlaufende Conversation des Spieles am besten anschaulich machen.

Der Schmetterling spricht:

Wie sehr ist nicht solch ein armes Insekt wie ich, zu beklagen, welches plötzlich in einen Garten sich versetzt sieht, wo ein reicher Flor der köstlichsten Blumen seine Augen und Sinne gesangen nimmt. — Diese vielen schönen Blumen, eine so süß und herrlich wie die andere — wohin soll da ein armes gebledetes Geschöpf sich wenden! Angezogen von dem köstlichen Duft, der dem Busen der Narzisse entstieg, wollte ich . . .

Narzisse.

Schweig, Du flatterhafte Insekt! Ich habe es noch nicht vergessen, daß Deine gefährlichen Liebeslungen gestern der schönsten meiner Schwestern den Tod gaben. — Deine Gewandtheit läßt mich kalt, ich würde die Vorzüge der emsigen Ameise besser zu schätzen wissen.

Ameise.

Weil Du es gestattest, holde Blume, erbehe ich mich zur Höhe Deines herrlichen Kelches, ehe die Sonne bis zur Mitte ihres Weges gestiegen. Ich werde darin Schutz suchen, wenn der Gärtner kommt mit seiner Gießkanne, um den Glanz Deiner Schönheit aufs Neue zu erfrischen. Bis her hatte ich zwar meine Huldigungen dem bescheidenen Veilchen dargebracht . . .

Veilchen.

So werde ich doch einen Augenblick Ruhe haben! Dem Himmel sei Dank. Vergewens versteckte ich mich tief unter den Nasen, dieses lästige Insekt verfolgte mich mit einer Hartnäckigkeit, die mich mehr ermüdete, als der Lärm eines ganzen Heeres von Hummeln.

Die Hummel setzt hier die Unterhaltung fort, und das Spiel nimmt seinen Verlauf in der angegebenen Weise, wobei zu beobachten, daß die Blumen stets nur Insekten und die Insekten nur Blumen aufrufen dürfen. Im Uebertretungsfalle wird ein Pfand gegeben. Die meisten Pfänder laufen jedoch ein durch die Bestimmung des Spiels, welche es den Redenden zur Pflicht macht, wo es auf natürliche Weise geschehen kann, die Worte Sonne, Gießkanne und Gärtner anzubringen. Bei dem Worte Sonne müssen Alle sich erheben; bei dem Wort Gärtner die Blumen die Hände ausstrecken,

wie um seine Pflege zu erbitten, und die Insekten eine Bewegung des Schreckens machen, als wollten sie fliehen. Bei dem Wort Gießkanne müssen die Blumen gleichfalls sich erheben, wie erfrischt durch das kühlende Wasser, während die Insekten, durch dessen imaginäre Berührung geschwächt, sich auf ein Knie niederlassen. Die verschiedenen Stellungen werden stets so lange festgehalten, bis ein anderes der genannten drei Worte eine neue Stellung gebietet, oder der Sprechende den Namen eines Insektes oder einer Blume aufruft, um die Unterhaltung weiter zu führen. [2914]



Alte, mattgewordene und in allen Farben des Regenbogens schillernde Fensterscheiben soll man dadurch wieder hell machen, daß man eine Handvoll frischer Brennessel in kaltes Fluß- oder Regenwasser taucht und damit die Fensterscheiben einige Male tüchtig abreibt. Werden die Scheiben nach der ersten Behandlung nicht hell und rein, so wiederhole man die Prozedur und spüle die Fenster dann mit reinem Wasser ab.

Eierprobe. Um gesunde Eier von franken sicher unterscheiden zu können, dient folgendes Mittel. Man setze die Spitze des Eies an den Mund, so daß die Zungenspitze dasselbe berührt, und man wird sofort fühlen, ob das Ei an dieser Stelle warm oder kalt ist; im ersteren Falle ist es krank, während es, wenn man keine Wärme fühlt, stets gesund ist. Am Kopfe, d. h. an der stärkeren, mehr runden, der Spitze entgegengesetzten Seite des Eies ist das Gefühl stets ein warmes.

Wiederbelebung der Pflanzen durch Eisenvitriol. Wie immer eine Pflanze, ein Strauch, ein Bäumchen dünn aufschließen, vergeilen mag, braucht man nach Hrn. Gris zur Wiederbelebung dieser Pflanze, und um ihren Blättern ihr gesundes, frisches Grün wieder zu ertheilen, sie nur mit einer Auflösung von 7—16 Gewichtstheilen Eisenvitriol in 1000 Theilen Wasser zu begießen. Die vortrefflichen Wirkungen dieses wohlthätigen Mittels gewähren im Gartenbau sehr großen Vortheil.

Schwaben sollen nach einer engl. Vorschrift durch eine Mischung von Hafermehl und Gyps vertilgt werden.

Blaue Hortensien zu ziehen, empfiehlt der Graf von Medici Speda den römischen Alaun (dreifaches Sulfat von Thonerde, Pottasche und Eisen), mit dem man die Erde der Hortensientöpfe überstreut, und zwar im März, bevor die Pflanzen getrieben haben. Man kann dadurch ganz nach Belieben alle Nuancen von Blau erzielen je nach der Größe der Dosis; wird die Operation ein- bis zweimal wiederholt, so erhält man das Maximum der Intensität in der blauen Färbung, je schwächer die Dosis, je heller natürlich die blaue Farbe. Die Erfahrung lehrt bald das richtige Maß einzuhalten.

Um Rüsse zu jeder Jahreszeit frisch und schmackhaft zu machen, wird folgendes Verfahren angegeben: Die Rüsse erhalten diese Eigenschaft, wenn man sie in einem Gefäß mit heißem, stark gesalzenem Wasser übergießt und darin erkalten läßt. Die Kerne lassen sich dann später wie bei ganz frischen Rüssen an und schmecken auch ebenso.

Trinkgläser u. dgl. reinigt man am besten, wenn man in das Wasser, womit man sie wusch, etwas Salzsäure (auf 1 Maß Wasser 12 Tropfen) träufelt. Die Säure nimmt besonders den Kalk im Wasser, der sich an den Gläsern anlegt, weg. — Auch zum Putzen der Fenster ist diese Mischung zu empfehlen.

Gegen den sogenannten Wurm oder Umlauf am Finger wird als das beste Mittel ein dicker Brei aus Semmel und Milch oder aus Leinamen empfohlen, den man gut lauwarm auf Leinwand streicht und damit den Finger einhüllt. Das Haupterforderniß ist dabei, daß dieser Umschlag stets in möglichst gleicher Wärme erhalten wird. Dies bewirkt man durch öftere Erneuerung desselben und Einhüllung des Fingers in Wachleinwand oder Flanell. Auf diese Weise soll in 24 Stunden der Schmerz gestillt sein. Alle Anwendung von Pflastern u. dgl. muß unterbleiben.

Das Absterben der Goldfische in Glaskugeln soll man dadurch verhüten, daß man einige Dutzend Pflänzchen von Wasserlinsen, die man auf jedem stehenden Wasser findet, in die Gefäße bringt.

Das hydrostatische Bett des Dr. Neil-Arnott besteht in einer gewöhnlichen hölzernen Bettstelle, in welche man eine wasserdichte Matratze legt, die anstatt des Haarpolsters Wasser enthält. Auf diese untere Matratze legt man eine dünne Haarmatratze, und die Bedeckung ist wie bei allen

andern Betten. Die wasserdichte Hülle ist nicht ganz mit Wasser gefüllt, so daß das Wasser ausweichen kann, wenn man auf irgend einer Seite einen Druck ausübt. Daraus folgt, daß das Bett die Form des Körpers annimmt, er mag sich legen wie er will, und daß der Druck auf keinem Punkte fühlbar ist, weil er sich gleichmäßig auf größere Flächen verteilt. Das Bett hat auch den Vortheil, daß es nicht immer frisch gemacht zu werden braucht, und dies ist ein unberechenbarer Vortheil bei schweren Krankheiten, wodurch zuweilen das Leben des Kranken gerettet werden kann.

Ein bewährtes Mittel gegen Nasenbluten besteht darin, daß man den Arm auf der entsprechenden Seite gerade emporhält, während man gleichzeitig den Kopf gerade hält.

Messing zu putzen. Ist dasselbe stark angelauten und grünspanig, so befreit man es mit zu gleichen Theilen durch Wasser verdünnter Salzsäure. Zuletzt putzt man dasselbe allemal noch mit Hirschhorn oder mit feinem Tripel und Brantwein mittelst eines Leders nach. Auf letztere Art ist auch das Messing an Beschlägen gewöhnlich zu putzen.



Sich mit seinem Vermögen zu brüsten ist für den Thoren die Art, es zu genießen.

Wer stets sich vor den Sperlingen fürchtet, muß nicht säen.
Der Triumph Derer, die Verstand haben, besteht darin, mit solchen leben zu können, die keinen haben.

Gewinn im Spiel wirkt in vielfacher Beziehung enttötlichend auf den Menschen. Nichts verdammt so sehr, als die in einem Augenblick gewonnenen Schätze, die das Glück nur seinen Günstlingen zuwenden scheint, um sich schadenfroh an ihrer Verarmung wieder zu ergötzen. Die Leidenschaft des Spiels hat mit allen großen Leidenschaften das gemein, daß sie den Menschen vereinsamt. Ausgenommen im Spielhause, ist der Spieler am liebsten allein mit seinen Träumen von Glück, öfter noch mit seiner Verzweiflung. Wenn der glückliche Spieler schon zu betlagen ist, wie sehr ist es erst der unglückliche!

Soll die Speise Dich erquickend, so arbeite, ehe Du sie genießest; soll Dein Fuß Dich erfreuen, so beachte ihn, ehe Du ihn anlegst; — soll Dein Schlaf ruhig und fest sein, so nimm ein reines Gewissen mit zu Bett.

Unglücksfälle sind bitteren Tropfen zu vergleichen, welche die Gesundheit der Seele wieder herstellen, die durch die Süßigkeit des Glückes verdorben war.

Wer Engel sucht wird nimmer finden, Was ihm genügt.
Wer aber Menschen sucht wird einen Engel finden, Der liebend sich an seine Seele schmiegt.

Willst Du Dich selber erkennen, so sieh wie die Andern es treiben, Willst Du die Andern verstehen, blick in Dein eigenes Herz.

Allen gehört was Du denkst, Dein Eigen ist nur was Du fühlst, Soll er Dein Eigentum sein, fühle den Gott den Du denkst.

Nicht der ist auf der Welt verwaist, Dessen Vater und Mutter gestorben, Sondern der für Herz und Geist Keine Lieb' und kein Wissen erworben.

Es giebt kein anderes Leben in der Schöpfung als Werden. Das Sein ist nur der Same, nicht die Blüthe des Werdens, denn aus unserm Sein kann ja unser Werden nur hervorgehen. Was wir werden sollen, das ist Gottes Geheimniß, wie wir werden, ist das unsere.

Was weniger ist als ich, löst mich aus und schlägt mich nieder; was mir gleich steht, langweilt und ermattet mich; nur was mehr ist als ich, hält mich aufrecht und trennet von mir selber.

Der stärkste Ausdruck der Liebe greift nie so tief und innig in die Seele, als der feinste.

In der Freundschaft sind große Opfer leichter als kleine. Man opfert oft lieber das Leben, als eine Stunde, lieber einen Theil des Vermögens, als eine kleine Unart, lieber einen Wechsel, als ein großes leeres Papier. Die Ursache dieser sonderbaren Erscheinung ist: Große Opfer bringt die Begeisterung, kleine die Vernunft.

Oft im Leben steht das Denken und Fühlen des Menschen mit seinem Handeln im scharfen Widerspruch. Unfreiwillig reißt ein Herz vom andern sich los im Drang der Verhältnisse; aber die Folgezeit löst alle Räthsel, und endlich erscheint ein Tag der Klarheit, wenn sich sein Oesen auch erst über dem Dunkel des Grabes röthet. Darum sollte der arme, kurzichtige Mensch seinem Beleidiger weder zürnen, noch ihn richten; darum ist Liebe und Segen unser einziges, nie irdendes Urtheil, welches die Stimme des allwissenden Gottes in unsrer Seele spricht.

Wer Großes vollbringen will, muß so leben, als ob er nimmer zu sterben dächte. Die häufige Betrachtung des Todes schwächt den Unternehmungsgelbst.



Charade (zu einer silbernen Hochzeit).

Das Ziel, nach dem so viele ringen
Und das, wenn sie es fast erreicht,
Bei tausend Opfern, die sie bringen,
Nur um so sicherer entleucht —
Das habt Ihr Beiden längst gefunden.
Was meine erste Sylbe spricht,
Das hattet Ihr, als Ihr verbunden
Auf immer Euch, — und liebet's nicht.
Es hat durch fünf und zwanzig Jahre
Euch treu geführt an seiner Hand!
Und bis zum goldenen Altare
Umschling's Euch mit der Liebe Band!
Doch, ob nun auch mit vollen Händen
Die Erst' ihr Hüllhorn ausgefreut,
Die Zweite bleibt, nie kann sie euden
In Eurer Brust bei Freud und Leid.
Und wenn Ihr sie in Euren Herzen
Zuweilen findet unerreicht,
So traget gern die kleinen Schmerzen
Des Lebens, Liebe macht sie leicht.
Das Ganze nehmt zum heutigen Feste —
Von allen Lippen tönt es laut.
Es rufen mit mir alle Gäste:
Sech lebe Bräutigam und Braut.
E. A. geb. J.

Charade. Zwei Sylben.

Die erste Sylbe ist nicht wenig,
Die zweite Sylbe ist nicht schwer,
Vom Ganzen aber kann man glauben,
Daß es beinahe möglich wär'.
Friederike Waid.

Worträthsel - Aufgabe.

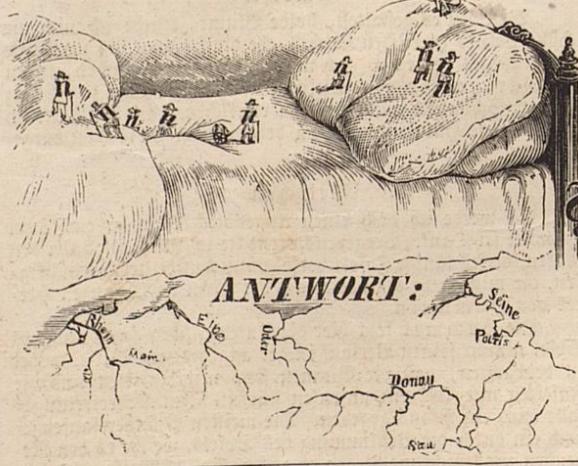
Gü.	Dei.	der	meist	bar,	Kreis	ist	fül.
Mensch	ver-	te	mit	ber	le	eng	un-
nem	Die	zu-	muß	Dein	schein-	Er-	der
ein	fe	zich-	a-	ihn	und	auch	bist
ten,	gan-	Dich	zu	se-	so	kern	klein,
Grü-	qu-	Be-	zen	der	lingt	Du	ist
sen,	be	Mensch	sen:	sein,	er-	dies,	ten!
ter	Auf	We-	stere-	Dir	Pflich-	Ge-	aus-

Rebus.

FRAGE:



ANTWORT:



Auflösung der Charade in Nr. 29.

„Drang - Utang.“

Auflösung des Buchstabenräthfels in Nr. 29.

„Leid - Lied.“

Auflösung des Rebus in Nr. 29.

(Berichtigung. In der Rebus-Aufgabe, zu der wir nachstehend die Auflösung geben, bitten wir die Stellung der Buchstaben U E D in U D E zu ändern.)

„Wenn die Freude im Zimmer, dann ist das Leid schon auf der Treppe.“
Alles was irdisch, ist dem Wechsel unterworfen, mit dem Augenblick fliehet, was der Augenblick gebracht; wie auf dem „eisernen Wege“ dahin fahrend, wir Felder und Berge, Städte, Dörfer, Klüfte und Wälder an uns vorübergleiten sehen, so raucht das Leben mit seinen Ereignissen, Erfahrungen, Gefühlen und Täuschungen an uns vorüber, bald erleuchtet vom Sonnenstrahl der Freude, bald eingehüllt in den dunkeln Mantel der Trübsal. Keiner, auch nicht der Glückliche, halte sich gesichert vor dem Naben des Unglücks. Das Leid geht an Keinem ganz vorüber, und nähete es ihm auch erst in der Stunde des Todes in der Gestalt körperlicher Schmerzen oder als Trennungswelt.
Genieße die Freude, wenn sie sich Dir bietet, aber staune nicht und verzage nimmer, wenn die leicht beschwingte bald wieder entfliehet und die schwere Sorge in Dein Herz einziehet. Wir selbst, unsere äußere Gestalt, unsere Gefühle, unsere Meinungen, sind dem Wechsel unterworfen, ebenso unsere Verhältnisse; der Schritt vom Leid zum Glück ist zwar leicht, doch schwerer der vom Glück zum Leid, um so mehr, wenn wir im Rausch der Freude die Möglichkeit eines Schmerzes nicht ahnen. — Und ach, wie oft im Leben wird das traurige Orakel zur Wahrheit: „Wenn die Freude im Zimmer, dann ist das Leid schon auf der Treppe.“



Hr. J. v. W. in P. Eine sehr ausführliche Anleitung jedes Art (auch Fett und Desfede) aus Feinen und andern Stoffen zu entfernen, finden Sie in Nr. 23 des Bazar in dem Artikel: Das Fleckeausmachen.
Hr. S. in W. Wir hielten die Sache für allbekannt — da Ihre Frage uns insofern vom Gegentheil überzeugt, mag eine Beantwortung derselben hier ihren Platz finden. „Crimoline“, unter welchem Ausdruck man jetzt fast das ganze Geschlecht der Steifröcke begreift, sie mögen nun dem Stahl, dem Fischbein oder dem Koffhaar ihre Steife verdanken, heißt ursprünglich „Haarstoff“; von crinis, Haar (lateinisch), crino, crino, Haar, Pferdehaar (italienisch), erin, Pferdehaar (französisch). Das Wort: Crimoline, wie Sie sehen, ursprünglich den romanischen Sprachen entlehnt, ist wieder ein recht auffällender Beweis unserer deutschen Unart, lieber einer fremden, wenngleich mangelhaften Bezeichnung uns zu bedienen, als einen Gegenstand seiner Wesenheit nach mit dem entsprechenden deutschen Namen zu nennen. Sie können allerdings Ihren mit Stahlreifen durchzogenen Fischbeinrod „Crimoline“ nennen, doch ist die Benennung, wie Sie sehen, crinologisch unrichtig, und gebührt, streng genommen, nur den aus Koffhaarstoff verfertigten Röcken.
Die Mode ist in dieser Beziehung dankbarer, als man der Platterhaften zutrauen sollte. Sie hat der Crimoline, welche dem Nylon die Bahn eröffnet, die Ehre vergönnt, der neuen Erfindung als Gattungsname vorzuziehen — wie ging es dagegen dem armen Columbus — er entdeckte etwas, das wichtiger ist, als alle Steifröcke der Welt, und doch heißt der Welttheil, zu dem er uns Bahn gebrochen, nicht Columbusia, sondern Amerika.

Hr. v. J. in C. Die langen Schoßjäckchen vom Stoff der Robe sind noch immer sehr modern, sowohl die mit anliegender Taille, als auch die, welche nur vorn die Taille markiren und hinten eine lange Pelerine zeigen. Auf Reisen, namentlich zur Morgenpromenade in Baderorten, sind diese Casaque durch ihre Bequemlichkeit und ihren grazvollen Schnitt sehr zu empfehlen. Die Pariser Modelle werden nächstens den Schnitt einer solchen modernen Casaque veröffentlichen.
Hr. A. F. in S. Schwarze Taffetmantillen und Tücher dieses Stoffes mit Stickerei von dreifacher Seide gelten als vollkommen modern und elegant, besonders wenn sie mit schwarzer, ungefähr 35—40 Centimeter breiter Spitze ringsum garnirt sind. Die schwarzen, mit gleichfarbiger Seide und schwarzem Schmelz gefärbten Gairmirantillen haben zwar etwas an „Trauer“ erinnerndes, können aber jedenfalls auch ohne diese Veranlassung getragen werden. Diese Mantillen erhalten als geeigneten Besatz eine breite Medaillonfranze von Hälarbeit. In Nr. 30 des Bazar finden Sie Abbildung und Beschreibung einer solchen Franze.
Hr. A. F. in W. Um einem schwarzen Taffetkleide die (übrigens doch sehr schöne) Einfachheit zu nehmen, können wir Ihnen nichts Besseres rathen, als schottischen Taffet für diesen Zweck anzuwenden. Den oberen Rock der Robe können Sie ringsum mit breiten Streifen des genannten bunten Stoffes der Länge nach besetzen, so daß es das Ansehen hat, als bestünde dieser Rock aus abwechselnd bunten und schwarzen Streifen. Je breiter die bunten Streifen, um so eleganter ist die Robe. Taille und Kermel müssen natürlicherweise entsprechend garnirt sein.

Hr. F. M. F. in A. Ihr Brief ist an meine Adresse befördert.
Hr. M. W. in B. Sie haben wahrscheinlich in der Correspondenz der Nr. 25 die Beantwortung Ihrer Frage übersehen. Die achte in der Reihe der Antworten gilt Ihnen.
Bar. A. v. K. in G. Sie werden das gewünschte Dessin so bald als möglich erhalten.

Hr. J. W. in F. Als einfaches und vollkommen ausreichendes Mittel würden wir Ihnen rathen, fein präparirten Talkstein auf die besteckte Stelle, und zwar etwas reichlich, zu streuen, denselben mit einem Stück ungelimten Druckpapiers zu bedecken, und mit einem heißen Eisen darüber hinzufahren.
Hr. F. F. in M. Das Benzin wird Ihnen wahrscheinlich leichter erreichbar sein, wenn Sie es unter dem Namen: Brönnersches Fleckwasser zu erlangen suchen. In Berlin ist es u. A. zu haben bei den Kaufleuten Neumann und Sohn, Taubenstrafen- und Canonstrafenende.
Der helle Schein an den erwähnten Kleidungsstücken wird sich verlieren, wenn Sie die Stellen mit etwas verdünntem Salmiakgeist anschwächen.

Hr. M. v. N. in R. bei Sch. Dessins, zu dem angegebenen Zweck passend, finden Sie sehr viele im Bazar. Wir nennen Ihnen beispielsweise nur das Dessin Nr. 3 auf dem Supplement der Nummer 30, welches sich vorzüglich zu der jetzt sehr beliebten Ausführung in farbiger Baumwolle eignet.
Hr. A. R. in Sp. Sobald der Raum es gestattet, werden wir den von Ihnen erwähnten Gegenstand besprechen.
Hr. M. S. in W. Die Benutzung Ihrer Irtischen Producte ist noch ungewiß. Das Andre wird Anwendung finden.

Bestellungen auf den Bazar werden in allen Buch- und Kunsthandlungen, so wie in allen Post-Aemtern und Zeitungs-Expeditio-nen angenommen.